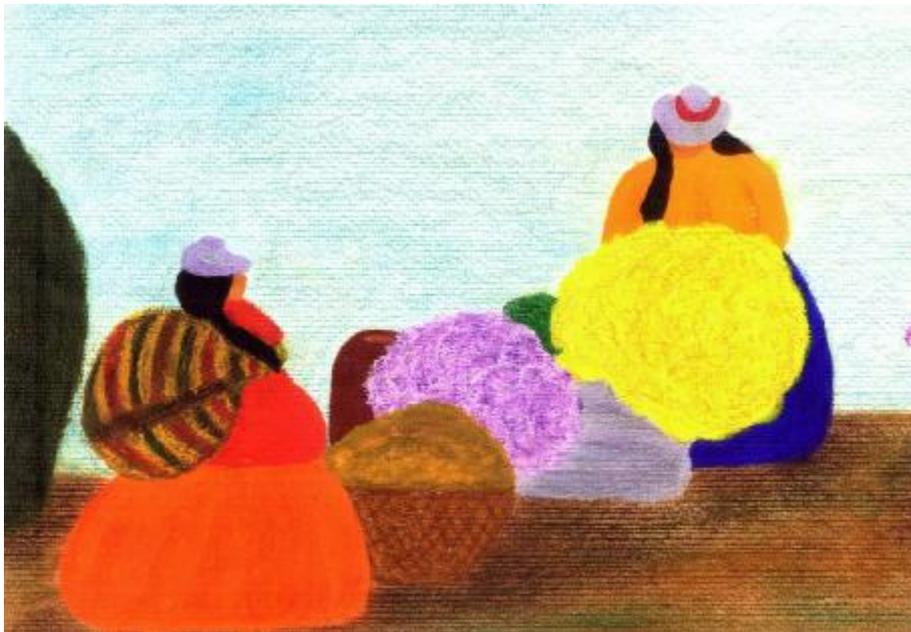


Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Mahagoni [*Fred Reber*]
- S.6 Hermann [*Isabella Bach*]
- S.9 Der Tischlergeselle und der Obdachlose [*Thilo Bachmann*]
- S.11 E I, E I, die Salmonelle auf dem Ei [*Elfriede Herold*]
- S.13 Der Bär und die Elfe (2) [*Hanna Brosch*]
- S.21 Ein interessanter Auftritt [*Karl Farr*]
- S.22f Kinderlieder; Herz in Stücken [*Tina Grahl*]
- S.24 Feiertag [*Johannes Witek*]
- S.24 Rebellischer Vogel [*Annika Senger*]
- S.25 Salz an der Tür [*Simon M. Jonas*]
- S.25 Aroma [*mary west*]
- S.26 Ich möchte so gerne dein Handy sein [*Georg Walz*]
- S.26 Verletzt [*Gerd Egelhof*]
- S.27 Rezension der CD „Ich könnte mir ein Fahrrad leihen“ [*Andrea Herrmann*]
- S.28 Exposé: „Verdächtige und andere Katastrophen“ von Susanne Ulrike Maria Albrecht
- S.29 Rezension: „Die letzte Lektion“ von Noelle Châtelet [*Nora Zorn*]
- S.31 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

in wenigen Wochen findet das Schreibseminar „Vom autobiographischen zum fiktionalen Schreiben“ statt. Ich freue mich schon darauf! Dessen Ergebnisse können Sie dann in der Juli-Ausgabe 2007 des „Veilchens“ lesen.

Wer das Veilchen schon länger liest, hat sicher bemerkt, dass es stetig dicker geworden ist. Mit dem gewachsenen Umfang einher gehen leider auch höhere Kosten. Nicht nur, weil jede Seite Druckkosten verursacht, sondern auch weil immer mehr Autoren mit Freixemplaren zu beglücken sind. Daher wird das Veilchen-Heft ab der Oktober-Ausgabe 2007 etwas mehr kosten, und zwar 1,50 € Die Versandkosten bleiben gleich. Ich denke, das ist immer noch ein konkurrenzlos günstiger Preis, wenn man mit anderen Zeitschriften vergleicht. Wer vor Juli abonniert, bekommt noch den alten Preis von 1 €pro Heft!

Herzliche Grüße!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Auf dem Markt“ von Esther Bystrek

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,00 € in Briefmarken bestellt werden (ab der Oktober-Ausgabe für 2,50 € außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o D. Plaza, Georg-August-Zinn Allee 2, D-68519 Viernheim oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen1.html

Mahagoni

Volker Kamm sperrt die Eingangstür auf und bleibt stehen. Es ist so still im Haus. Er sieht auf seine Armbanduhr. Zwanzig Uhr fünfunddreißig. Sonst läuft immer das Radio, wenn er montags um diese Zeit aus dem Kino kommt. Margot liebt es, Radio zu hören.

Im Wohnzimmer macht er Licht. Margots Sessel ist leer. Er kann sich nicht erinnern, dass Margot jemals ein Hörspiel verpasst hat. Er geht ins Esszimmer, weiter in die angrenzende Küche. Von Margot keine Spur. Er tastet unter einer Leuchtblende des Küchenschanks nach dem Schalter. Knisternd verteilt die Röhre ihre Helligkeit. Kein Topf auf dem Herd. Nichts im Backrohr. Kein Essen in der Mikrowelle. Wo im Esszimmer am Tisch sonst immer für ihn gedeckt ist, liegen nur die Tageszeitung und ein Blütenblatt vom Blumenstrauß in der Vase.

Er kann sich nicht vorstellen, dass Margot einen Besuch macht. Nichts ist ihr verhasster als Nachbarschaftsklatsch. Und seit die Kinder aus dem Haus sind, verlässt Margot das Zuhause ohnehin nur noch um Besorgungen zu machen. Manchmal geht sie bei einbrechender Dunkelheit spazieren, hinüber zum Waldrand. Wenn sie sicher sein kann, dass alle anderen in der Siedlung am Abendbrottisch sitzen.

Aber doch nicht montags zur Hörspielzeit. Und müsste sie dann nicht auch längst zurück sein? Fast vierzig Jahre sind sie nun verheiratet, aber so etwas ist noch nie vorgekommen.

Die Kinder! Bestimmt ist Margot zu Ulrike oder Clemens gegangen. Er wählt die Nummer von Clemens. Sein Enkel Stefan meldet sich. „Mami und Papi sind eingeladen... Nö, weiß nicht bei wem... nein, Omi ist nicht da... ja, ich geh dann schon... gut Nacht.“

Er wählt Ulrikes Nummer, lauscht ihrer Stimme vom Band und legt dann zögernd auf. Hätte er doch nur am Vormittag aus

dem Büro angerufen und Margot zum Ausgehen in ein Restaurant überredet! Immerhin war heute die letzte Rate der Hypothek auf das Haus fällig. Zum ersten Mal seit der Geburt der Kinder sind sie schuldenfrei.

Doch das Isabella zeigt während der Filmkunstwochen *Frühstück bei Tiffany*, und so ist er kurz entschlossen in die Vorstellung um sechs gegangen. Er hat den Film zwar auf Video, aber wann bekommt man schon mal die Gelegenheit, einen der großen alten Hollywoodfilme auf der Leinwand zu sehen?

Wieder einmal hat er eine andere Frau Margot vorgezogen. Aber Margot geht nun mal nicht gern ins Kino. Einmal konnte er sie überreden, ihn in einen Film zu begleiten. *Zwei auf gleichem Weg*. Er weiß es noch ganz genau. Das muss mehr als dreißig Jahre her sein.

Sein Blick folgt der Treppe. Ist Margot oben? Weicht sie ihm aus? Schon letzten Freitag hat sie sich so seltsam verhalten, als er ihr sagte, die Firma habe nichts dagegen, wenn er zum Jahresende in den vorgezogenen Ruhestand gehe. Er wollte mit ihr darauf anstoßen. Doch bis er mit einer Flasche Rotwein aus dem Keller wieder heraufkam, war sie bereits zu Bett gegangen.

Er geht hinauf, öffnet leise die Schlafzimmertür und nimmt Margots schattenhafte, mächtige Umrisse auf dem Bett wahr. Die Bettdecke ist auf seine Seite zurückgeschlagen. Margot liegt in Pullover und Hose auf der Matratze, den Kopf zur Seite geneigt. Die Schatten des Zimmers lassen ihr Gesicht nicht erkennen. Er will zu ihr, zögert, dann zieht er die Tür wieder zu und geht hinunter ins Wohnzimmer. Auf dem Couchtisch liegt eines von Margots Fotoalben. Er starrt auf die Fotografien. Spaziergänge. Über Wiesen. Durch Wälder. Im Schnee. Über gefrorene Flüsse. Mit dem Kinderwagen, dem

empor zu kommen, scheue der Kamm nicht einmal davor zurück, seine Frau auf den Chef anzusetzen. Ihm sei wohl nicht bewusst, dass eine querschnittsgelähmte Frau auch im Bett keine Befriedigung mehr schenken könne.

Er hatte sich tatsächlich eingebildet, Margot würden diese Gehässigkeiten nicht zu Ohren kommen. Erst als Margot immer dicker wurde, und er sie darauf ansprach, wurde ihm klar, dass sie es wusste. „Ich versteh auch nicht, warum bei mir plötzlich alles so anschlägt. Aber sei doch froh darüber, denn wenn ich unansehnlich bin, kommt mein Chef nicht auf dumme Gedanken, und die Leute in der Firma hören auf, schlecht über uns zu reden.“

Beschämt schwieg er. Später verloren sie nie wieder ein Wort darüber. Und jedes Mal, wenn er Margot küssen wollte, drehte sie sich weg. Margot schlief auch nicht mehr mit ihm. Manchmal hätte er gern gewusst, wie sich ihr weißer, mächtiger Körper anfühlte, doch er traute sich nicht, ihn zu umarmen. Manchmal flüchtete er sich nach den Bürostunden in die dunklen Lichtspielhäuser, in Filme mit Schauspielerinnen, die der Margot von früher ähnlich sahen.

Er dachte in all den Jahren nie daran, zu einer Prostituierten zu gehen. Nicht nur, weil ihn eine Kinokarte billiger kam. Er liebte Margot. Er hat sie immer geliebt. Auch dann, als ihr Gesicht von einem Tag auf den anderen wie bei einem pubertierenden Teenager von extrem starker Akne entstellt war, als sie in der Firma kündigte und sich völlig zurückzog. Wäre er nicht zum Abteilungsleiter befördert worden, hätten sie das Haus verloren. Er verdiente sogar so gut, dass die Kinder studieren konnten. Margot dagegen kämpfte erfolglos gegen ihr Übergewicht an. Mit den Jahren wurde sie nur noch dicker. Sie widmete sich fortan ihrem schnell grauer werdenden Haar und experimentierte mit verschiedenen Tönungen. Wilde Kirsche. Kastanie. Mag sein, dass es deswegen immer dünner wurde. Sie trug es mit Stirnfransen und über den Ohren zurückgesteckt. Er verlor

nicht ein Wort darüber. Er wusste, wie schwer es war, sich damit abzufinden, seine Haare zu verlieren. Jeden Morgen zeigte der Spiegel ihm, dass er selber längst aufgehört hatte, Cary Grant oder Gregory Peck zu ähneln.

Müde schlägt Volker Kamm das Fotoalbum zu und stellt es in der Bücherwand an seinen Platz. Er löscht das Licht und schleppt sich hinauf. Leise betritt er das Schlafzimmer und geht zur Fensterseite, wo er schläft. Er knipst die Lampe an. Dann breitet er die Bettdecke über Margot. Dabei verspürt er das heftige Verlangen, Margot zu küssen. Er beugt sich über sie und fährt hoch. Seine Hand zuckt, doch er bringt es nicht über sich, Margot zu berühren. Sie atmet nicht. Er macht einen Schritt zurück. Sein Blick wandert über ihren unförmigen Körper. Sie atmet nicht. Die Lippen ein unebener Strich. Die sonst so rosigen Wangen eingefallen und grau. Er packt Margot an den kräftigen Schultern und schüttelt sie. „Margot!“ Wieder schüttelt er sie. Dabei fällt sein Blick auf das Kuvert auf ihrem Nachttisch. Er entfaltet ein eng beschriebenes Blatt. Seine Augen eilen über das Papier.

...ich hatte Angst vor dem Tag, an dem du nicht mehr ins Büro gehst. Ich könnte deine Blicke nicht ertragen, wenn du mich anstarrst und dir auffällt, dass ich nur noch hässlich und fett bin. Und deine Filmgöttinnen...

Das Blatt Papier segelt zu Boden. Er starrt auf Margot hinunter, ihre stumpfen und dünnen, rotbraun gefärbten Haare. Margot hat eine Vorliebe für rote und erdige Farbtöne. Langsam dreht er sich um. Er muss die Kinder anrufen. Einen Arzt. Ein Bestattungsinstitut. Er wird einen Sarg aus Mahagoni wählen. Das ist Margot ihm wert. Mahagoni passt zu Margots Haaren. Darin wird sie gut aussehen.

Fred Reber

1957 in Neustadt bei Weiden/Bayern geboren, ist Bürokaufmann. Er lebt seit 30 Jahren in München. Als Sänger in einer

Amateurband schrieb er für Eigenkompositionen die Texte. 2004 hat er einen Roman fertiggestellt, für den er einen Verlag sucht. Er schreibt Kurzgeschichten und nimmt damit regelmäßig an Lesungen

in München teil. 2006 hat er mit dem Manuskript für einen zweiten Roman angefangen. Neben der Literatur interessieren ihn Film, Reisen, Pop- und Soulmusik.

Hermann

Die Reifen des Taxis quietschten auf dem Asphalt des Bahnhofgeländes. Esmeralda stöhnte und wischte sich mit einem Stofftaschentuch über die Schläfen. Der Lavendelduft beruhigte sie und die junge Frau strich über den Rock, der ihre Knöchel umwindete.

Es war elf Uhr vormittags und der vermaledeite Droschkenkutscher hatte sie mitsamt ihrem Gepäck am Haupteingang im Regen zurückgelassen. Sie betrachtete ihre drei Koffer und das Beauty-Case. Mit Entsetzen stellte sie fest, dass der Rüpel den Pappkarton mit der Schwarzwälderkirchentorte so auf den Rand einer der vier Hutschachteln abgestellt hatte, dass er schwankte.

Sie bückte sich, um die Köstlichkeit aus der Gefahrenzone zu bringen. Während Wasserfäden ihren Hut aufzulösen drohten, beeilte sie sich, ihre Habe aufeinander zu stapeln. Esmeralda wollte ihren Rücken geradebiegen, als sie sich zwei riesigen Augen und einem Schlabbermaul gegenüber sah. Sie erstarrte in ihrer Bewegung, um in der nächsten Sekunde so heftig zurückzuschrecken, dass sie beinahe über die Torte gestolpert wäre.

„Hermann, komm’ sofort hierher!“

Ein Mann Mitte Dreißig mit Sommersprossen um die Nase spurtete auf sie zu, bremste vor der Deutschen Dogge, die in der Zwischenzeit mit ihren Pfoten versuchte, den größten Koffer zu öffnen.

„Oh nein!“

Esmeralda schluchzte auf und griff nach der Torte. Die Verpackung hatte etwas Wasser gezogen und sie befürchtete, dass sie in ihren Händen zusammen mit der Sahne dahin schmelzen würde. Der Mann

zog den Hund an seinem Halsband von dem Gepäck herunter.

„Er will nur spielen!“ verteidigte er das Kalb im blauschwarzen Fell.

Esmeralda zitterte.

„Weiß der Hund das auch?“

Der Fremde lachte und während er den Kopf nach hinten drehte, legte Hermann seine Pranke auf ihren Arm.

„Tim, kommst Du mal!?“

Ein etwa zwölfjähriger Schlacks tauchte auf, übernahm die Leine und zog das Kalb von ihr fort.

Erleichtert atmete Esmeralda aus und nahm den Erwachsenen wahr. Solch einen Haarschopf hatte sie noch nie gesehen. Feste rote Korkenzieherlocken, die ihm bis auf die Schultern reichten. Der Mann grinste. „Mein Sohn.“

Er griff nach dem großen Koffer.

„Wann fährt Ihr Zug?“

Esmeralda blickte auf die Perlenarmbanduhr und erschrak.

„In zehn Minuten!“

„Von welchem Bahnsteig?“

„Gleis sieben.“

Der Fremde wuchtete die drei Koffer und das Beauty Case auf einen Gepäckwagen.

„Meine Güte, mit wie viel Zentnern Kartoffeln sind Sie denn unterwegs?“ Er stöhnte.

Esmeralda zuckte mit ihren Seidenschultern. „Ich habe das Nötigste für einen Kurzurlaub bei meiner Schwester in der Toskana eingepackt. Geschenke für die Bambini – Sie verstehen?“

„Oh ja!“ Der Mann grinste.

Esmeralda blickte über die 95 Zentimeter Hund auf drei weitere karottenhaarige Jungen zwischen sechs und zehn, die sie anfeixten.

„Scharfer Hut!“ Der Älteste zeigte auf die Camelie. „Ist die echt?“

„Natürlich nicht!“

Sie blickte auf ihre Uhr.

„Keine Panik, das schaffen wir!“

Der Vormund des Quartetts klemmte sich hinter den Gepäckwagen und schritt voran.

„Los Jungs – jeder schnappt sich eine von den Boxen!“

Esmeralda rannte hinterher, umringt von den Kindern, die die Hutschachteln um ihre Köpfe schlangen. Neben ihrer Hüfte tänzelte Hermann. Erst jetzt bemerkte sie, dass er ihren Schal von Hermes in der Schnauze trug, der ihr von der Schulter gerutscht sein musste. Sie streckte ihre Hand aus, aber das Tier trabte mit dem Jungen an der Leine davon. Ausgerechnet der teure Schal, den ihr Monsieur Hugo letzten Sommer bei einer Landpartie verehrt hatte! Esmeralda beschleunigte ihren Schritt, so gut es ihre Stadtschuhe erlaubten. Als sie den Bahnsteig erreichten, steckte der Schaffner gerade seine Trillerpfeife zwischen die Zähne.

„Halt! Ich muss in die Toskana!“ Ihr Atem flog. Der Beamte hielt inne. Er betrachtete misstrauisch den Hund, der an ihm vorbeisauste, und öffnete schließlich die Tür. „Aber schnell!“

Die Kelle pendelte in seiner Hand. Der Vater schob die Gepäckstücke in die Tür. Die Kinder rannten Hermann hinterher, der am Ende des Bahnsteiges mit dem Hermestuch in der Schnauze wedelte. Der Beamte steckte die Pfeife in den Mund.

„Meine Hüte!!!“

Esmeralda kreischte vom Wagon hinunter.

„Kinder – Schluss jetzt!“

Der Mann mit den Korkenzieherlocken hatte die Stimme erhoben und die Söhne kamen herangeprescht. Das Abfahrtsignal gellte in Esmeraldas Ohren. Der Zug setzte sich in Bewegung. Ihre Hände griffen nach den Hutschachteln und stapelten sie schnell hinter sich.

„Danke!“

Sie schrie gegen das Schnaufen des Zuges an. Die Helferbrigade lachte, zehn Arme winkten und das Letzte, was sie hörte, war die Frage: „Wo ist Hermann?“

Esmeralda ließ sich auf einen Koffer fallen und rang nach Luft. Eine Strähne schwarzen Haares quoll unter ihrem Hut hervor. Langsam entspannte sie sich. Es war schade um den schönen Schal. Sie zuckte mit den Schultern. Hauptsache der vermaledeite Hund war aus ihrem Dunstkreis verschwunden!

Nach ein paar Minuten stolperte der Schaffner über sie und grinste.

„Eine reizende Familie haben Sie!“

„Wie?“

„Soll ich Ihnen helfen?“

„Das wäre liebenswert.“

Esmeralda griff nach der Kuchenschachtel. Der Regen hatte das Behältnis weiter aufgeweicht. Sie nahm ein Leinentuch aus dem Koffer, legte es auf den Sitz und balancierte das Geschenk auf die Polster des 1. Klasse Abteils. Als der Schaffner ihre Habe über der Sitzbank verstaut hatte, hob sie den Deckel an und inspizierte den Inhalt. Gott sei Dank, die Sahne war fest. Alle Kirschen lagen auf ihrem Platz. Sie seufzte. Die Kinder würden jubeln.

Esmeralda lehnte sich auf ihrem Fensterplatz zurück. Die Vorstadt-siedlungen rasten vorbei, ihre Glieder wurden träge vor Müdigkeit. Ihr Kopf sank auf die Brust. Sie träumte von Sonne, Wein, Olivenhainen und davon, dass ihre drei Neffen solange um die Schwarzwälderkiertorte herumhüpften, bis ihre Nasen in der Sahne verschwanden und sie die Torte mit einem Schmatzen vertilgten. Esmeralda ermahnte die Jungen, aber das Schmatzen nahm kein Ende. Sie öffnete die Lider und das Schmatzen blieb. Über ihren Knien lag der Hermesschal, an dem Sabberfäden herunterhingen. Esmeralda erstarrte und blickte nach rechts.

Die Dogge kniete neben ihr und hatte seinen Kopf in der Torte vergraben. Der Deckel der Verpackung lag auf dem Fußboden. Als sie aufschrie, hob er seinen massigen Schädel. Hermann ließ sie nicht aus den Augen, während seine Zunge versuchte, die Sahne und die Schokoladenstückchen auf der Schnauze

zu erhaschen. Die Hinterläufe des Tieres tänzelten wie ein Pferd bei der Dressur. Eine Cocktailkirsche klebte mitten auf der Stirn und glotzte Esmeralda wie ein drittes Auge an. Die junge Frau rang nach Luft. Angst drückte sie in die Polster. Der Gestank des nassen Hundes war jedoch so unerträglich, dass sie das Fenster öffnen musste. Der Fahrtwind zauste an ihrem Haar und sie wollte zurück auf ihren Platz flüchten. Hermann baute sich vor ihr auf. Er blinzelte ihr zu und begann das Regenwasser und die Reste der Schwarzwälderkiertorte aus seinen Fell zu schütteln. Esmeralda fiel auf die Sitzbank. Der Hut rutschte vom Kopf. Ihre Knie zitterten. Ich ignoriere ihn, dann tut er mir nichts! Sie zog ein Taschentuch aus einem Jacquarbeutel und tupfte ihr Kleid ab. Im Augenwinkel sah sie, wie Herrmann seine Vorderpfoten auf ihre Sitzbank legte. Die junge Frau schnaubte. Ganz ruhig! Sie tastete nach dem Spiegel, klappte ihn auf und begann, ihr Haar zu ordnen. Hermann machte es sich neben ihr auf der Sitzbank gemütlich. Fehlt nur noch, dass seine raue Zunge über mein Gesicht fährt. Sie erneuerte das Make-up. Ihr Herz raste. Esmeralda registrierte nicht, dass der Zug langsamer wurde und einige Minuten am nächsten Bahnhof hielt.

Als Herrmann seinen Schädel auf ihren Schoß legte, spürte sie, wie ein Rinnsal zwischen ihren Brüsten auf den Bauch sickerte. Die Schritte auf dem Gang hatte sie nicht gehört und als eine Dame um die Siebzig mit einem Chrysanthemenhut über ihrem schwarzen Kleid das Abteil öffnete, schrak Esmeralda zusammen.

Ohne eine Begrüßung bewunderte sie den Hund, der den Schädel leicht an hob und anfang zu schnüffeln.

„Was für ein schönes Tier! Reinrassig.“

Die alte Dame setzte sich ans Fenster gegenüber und schien erst jetzt Esmeralda wahr zu nehmen. Ihre Augen weiteten sich und fingen an zu wandern. Das Gesicht der jungen Frau glühte, während jeder Zentimeter ihrer Gestalt einer Prüfung unterzogen wurde.

Oh Gott, mit dieser Gouvernante muss ich hier noch Stunden verharren! Als ihr Gegenüber bei ihren mit Sahne bekleckerten Schuhen angekommen war, ging eine Augenbraue in die Höhe.

„Entschuldigen Sie, meine Liebe, wenn ich das sage, aber Sie scheinen überfordert zu sein...!“

Esmeralda atmete schwer.

„Wissen Sie, mein seliger Mann war ein Hundenarr. Wir haben unsere gesamte Ehe mit Doggen verbracht. Es sind so reizende Geschöpfe!“

Sie hielt inne, denn der Hund hatte seinen Platz verlassen und war im Begriff, seine Tatzen auf die Schultern der alten Dame zu legen. Er jaulte und wedelte mit dem Schwanz. Esmeralda traute sich, mit dem Taschentuch Schokoladenstreusel von ihrem linken Schuh zu wischen. Die alte Dame hob die Hand.

„Aus!“

Esmeralda erstarrte und sah, dass die Strenge in der Stimme das Tier offensichtlich davon abhielt, seine Bewegung bis zum Ende auszuführen. Er setzte seine Vorderläufe zurück auf den Boden.

„Sitz!“ Der Hund plumpste zu den Füßen der alten Dame. Sie streichelte über seinen Kopf und nahm eines seiner Ohren zwischen Daumen und Zeigefinger. Esmeralda bemerkte den zwei Zentimeter großen Riss im Fell. Die alte Dame lachte. „Ja, du bist ein Hübscher.“

Die Dogge leckte über ihre Hand. Esmeraldas Atem pfiff aus der Lunge. Die alte Dame wandte sich an sie.

„Meine Liebe, Sie sollten den Waschraum aufsuchen! Ihr Gepäck ist bei uns in guten Händen.“

Isabella Bach machte 2005/2006 eine einjährige „Autorinnenausbildung“ beim „Institut für Kreatives Schreiben“ in Berlin. Seit 2006 Mitglied in der Autorengruppe „Die Bestseller“ in Berlin. Veröffentlichung und Lesung von Kurzgeschichten.

Der Tischlergeselle und der Obdachlose

Schon ein paar Mal habe ich einem Augustinverkäufer seine Zeitung abgekauft. Es interessierte mich einfach, was sie beinhaltete. Ich staunte immer mehr, welche Tiefen und Abgründe sich hier auftaten. Mißstände, von denen ich keine Ahnung hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich einmal kein Dach über dem Kopf besäße oder Schwierigkeiten mit den Behörden bekäme. Bei mir verlief immer alles in geordneten Bahnen. Ich mußte mir mit großem Fleiß mein Brot verdienen, denn mein Tischlerberuf verlangte ein Höchstmaß an Leistung. Daß es in der Jetztzeit in dem angeblich sozialen Wien so viele Menschen gäbe, die sich keine Wohnung leisten können, weil es ihnen am Geld fehlt, ist für Wien kein Aushängeschild, geschweige denn, was hier mit den psychisch Kranken geschieht, die jedes Jahr sterben, weil der Staat nicht imstande ist, psychisch Kranke „Psycherln“ und Obdachlose als gleichwertig mit den sogenannten Gesunden anzusehen.

Irgend etwas stimmte da für mich nicht. Die Boulevardzeitung Augustin kaufte ich stets bei demselben freundlichen, fast immer lächelnden Verkäufer, der seine Zeitung auch anpries.

Ich nahm mir vor, diesem Augustinverkäufer ein paar Fragen zu stellen, die mir nicht ganz klar waren. Er sah nicht heruntergekommen aus, hatte gute Manieren. Ich konnte nicht begreifen, daß so ein Mensch keine Bleibe hat.-

Also betrat ich an einem Samstag die Halle irgend einer der U-Bahnstationen, wo dieser Verkäufer meist stand. Er sah mich wie immer freundlich forschend an, ich kaufte ihm eine Zeitung ab. Gerade wollte ich ihn ansprechen, aber er kam mir zuvor und fragte mich: „Ich würde gerne wissen, warum Sie mir meine Zeitung abkaufen.

Sie sind der Erste, den ich danach frage. Ist es, weil Sie Mitleid mit mir haben oder aus Neugierde, was es darin zu lesen gibt?“

Ich war etwas verwirrt, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich antwortete aber gerade heraus: „Nein, aus Mitleid bestimmt nicht, mich interessiert der Inhalt der Zeitung“.

Er erwiderte mit Achtung: „Es freut mich, das von Ihnen zu hören. Ich dachte bis vor Kurzem nicht gut über meine Käufer, denn ich glaube die meisten Leute kaufen den Augustin, weil sie Mitleid mit den Verkäufern haben, sie blättern darin herum, lesen kaum darin und werfen die Zeitung dann weg. Aber Sie sind anders, es gibt doch an der Zeitung interessierte Käufer.“

Ich sagte gedehnt: „Sie sollten überhaupt Ihre Meinung über die Menschen überdenken, Sie waren da voreingenommen.“ Er lächelte etwas unbeholfen und meinte: „Ich gehöre nämlich zu den Verkäufern, die ziemlich genau wissen, welche Geschichten, Gedichte oder andere Mißstände darinnen zu lesen sind. Denn ich lese jeden Augustin genau durch. Wer erfahren will, was in diesem Staate schief läuft, braucht nur im Augustin zu lesen. Ob es mir gefällt oder nicht, ich schlafe in der Gruft.“

Ich versetzte ernst: „So, ich will gar nicht wissen, was das ist. Das, was hier schlecht gehandhabt wird, habe ich inzwischen auch verwundert festgestellt.. Was ich nicht verstehen kann ist, daß ein Mensch wie Sie, der wie ich sehe eine Menge Geist besitzt, gute Manieren hat, in einer solchen Lage ist und den Augustin verkaufen muß. Irgend etwas ist geschehen, daß Sie keinen Beruf ausüben und obdachlos sind. Sie müßten doch imstande sein irgend eine Arbeit zu finden, sei es als Lagerarbeiter oder Gartenhelfer gleichviel...“ Er sagte etwas traurig: „Sie haben da einen wunden

Punkt angeschnitten, den ich schon glaubte überwunden zu haben. Ja, ich wundere mich selbst darüber, daß es so weit mit mir kommen mußte. Ich war früher sehr wohl berufstätig, aber als junger Bursch machte ich Schulden, die ich nicht zurückzahlen konnte. Ein Dach über dem Kopf hatte ich auch, eine Altbauwohnung, ich veranstaltete Partys in meiner Wohnung, wir lärmten bis tief in die Nacht hinein, die Nachbarn riefen die Polizei. Als diese erschien waren wir stockbetrunken, wir waren zu sieben Personen, gröhlten laut um drei Uhr nachts, mußten aufs Polizeikommissariat unsere Daten festzustellen. Da wurde ich grob, beschimpfte die Polizisten. Als mich einer von ihnen berühren wollte, gab ich ihm einen Kinnhacken und verletzte ihn an der Wange. Daraufhin wurde ich in die Zelle gesperrt und wurde wegen Körperverletzung und Widerstand gegen die Staatsgewalt angezeigt. Es kam zur Verhandlung und ich wurde zu drei Jahren Haft verurteilt. Ja, schauen Sie nicht so überrascht, es war leider so. Also drei Jahre meines Lebens hat der Staat mir gestohlen. Ich hasse ihn dafür.“

„Also das war es, er war im Gefängnis, wer hätte das gedacht“, sagte ich zu mir und laut: „Nun, aber Sie könnten wieder neu anfangen und es versuchen, als Erstes wenigstens eine Wohnung zu finden. Eine Arbeit bräuchten Sie allerdings auch. Eine Firma, die kein Leumundszeugnis verlangt, müsste es doch geben. Wie heißen Sie?“

Der Verkäufer erwiderte bitter: „Roland. Das wäre schon etwas, wenn mich eine Firma nehmen würde. Vom Sozialamt bekomme ich zwar etwas Geld, es ist aber zu wenig, um die Miete einer Wohnung zu

bezahlen. Auf Arbeitslosengeld habe ich keinen Anspruch, weil ich zu wenig gearbeitet habe. Ich werde es aber trotzdem versuchen, einer geregelten Arbeit nachzugehen, zuerst brauche ich eine Bleibe.“

Ich sagte, um ihm Mut zu machen: „Sie werden das bestimmt erreichen, was Sie sich vornehmen, davon bin ich überzeugt. Sie haben das Zeug dazu. Ich habe heute noch etwas zu erledigen. Auf Wiedersehn.“ Ich entfernte mich.

Nach ein paar Tagen, es war Freitagnachmittag, kam ich wieder an dieser Stelle vorbei; da stand ein ganz anderer Augustinverkäufer hier, ein Schwarzer mit schlechten Deutschkenntnissen. Ich kaufte ihm eine Zeitung ab und fragte ihn, ob er den Roland kenne, aber er sah mich nur fragend an. Eine Woche später hielt ich hier nach dem Roland Ausschau, aber ich konnte ihn nirgends entdecken. Ein paar mal war ich später hier in der Nähe, aber der Roland blieb wie vom Erdboden verschluckt. Erleichtert sagte ich leise zu mir: „Der Roland hat es geschafft.“

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachts-geschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremd-sprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. vorgezogene komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

E I, E I, die Salmonelle auf dem Ei

Uns Salmonellen, eine durchwegs pathogene Bakteriengattung, gab es wahrscheinlich so lange es Hühner gibt. Doch heuer, im Sommer, haben wir Salmonellen „Teufel“, die in aller Munde sind, wieder einmal gehörig zugeschlagen – und auch schon etliche Menschenleben gefordert. Der Grund ist, daß sich von den über 1000 Salmonellentypen einer als arg virulent hervorgetan hat; wir Salmonellen Enteritidis haben uns besonders in die Eierstöcke der Legehennen und daher im Endeffekt auch ins Konsumei „eingeschlichen“.

Woher kommt aber die angeblich so plötzliche Invasion von uns kleinen begeißelten Ungeheuer? Schon vor Jahren gab es eine ähnliche Epidemie in Großbritannien, aber von den staatlichen Gesundheits- Landwirtschaftsbehörden wurden wirksame Vorbeugungsmaßnahmen unterlassen. Die ganze Plage ist nämlich größtenteils eingeführt, denn die „Produktion“ der Stammes dieser hochgezüchteten Superhennen liegt in Händen einiger weniger multinationaler Konzerne (u.a. in Deutschland, den Niederlanden, USA), die das Monopol auf das Zucht-„Material“ haben. Dieses wird in Form von Bruteiern, Eintagsküken oder Junghühnern in großem Stil importiert.

Zusätzlich können wir Bakterien aber auch u.a. über infiziertes Futter eingeschleppt werden. Und hier laufen wiederum internationale Kanäle, denn die für die hohe Legeleistung der Hühner erforderliche Energie- und Eiweißmenge muß aus dem Ausland, teils sogar aus den hungernden Entwicklungsländern, zugekauft werden (z.B. Soja, Getreide, Fisch- und Tierkörpermehle). Insofern ist also kein Betrieb, gleichgültig wie groß, vor der Einschleppung der Seuche gefeit. Kicher di Kicher. Es ist reichlich

unsachlich, wenn behauptet wird, dass diese Seuche Angelegenheit der sogenannten glücklichen Hühner ist, da diese mehr mit ihren Ausscheidungen und mit der „bösen“ Umwelt in Berührung kommen.

Was nicht heißen soll, daß bei massiver Keim-Einschleppung in einen Boden- oder Freilandbetrieb diese Tiere verschont bleiben.

Ganz gewiß aber auch nicht die in Käfige gepferchten Durchschnittshennen. Denn ein Käfig bedeutet noch nicht ein steriles Glashaus und wir Erreger werden ja auch durch Menschen, Staub oder kleine Nager übertragen, die gerade in einem Batteriebetrieb nicht auszuschließen sind. Zusätzlich sind diese bedauernswerten Lebewesen durch die intensiven Haltungsbedingungen geradezu von der menschlichen Technik (Lüftungsanlagen, Beleuchtung, automatische Fütterung und Tränkung) sowie von der Chemie (synthetische Futterzusätze, Arzneimittel) abhängig gemacht worden. Ein paar Stunden Stromausfall und somit der Ventilatoren oder auch nur eine Entmischung des Futters würden den sofortigen Tod Hunderter, ja Tausender Tiere verursachen. Ebenso ein plötzlicher Streßfaktor, ein fehlerhaftes Impfprogramm oder eben eine Infektion, gegen die diese Lebewesen keine Abwehrstoffe entwickeln können.

Je zusammengepresster die Haltung, desto rascher kann sich die Seuche ausbreiten. Kicher di Kicher. ... Eine Behandlung gegen uns Salmonellen ist nicht nur nicht zielführend, sondern auch unverantwortlich (trotzdem wurde sie immer wieder versucht), denn die Tiere bleiben infektiös und somit eine ständige Ansteckungsgefahr. Rückstände im Lebensmittel Ei sind auch nach Einhaltung

der vorgeschriebenen Wartezeit nicht auszuschließen.

Also müssen die Herden meist geschlachtet (gekeult) werden. Vor etwa zwei Jahren traf es einen übergroßen Batteriebetrieb in Niederösterreich, heuer musste ein Käfigstall in der Steiermark dran glauben. Woher sollten auch die vielen infizierten Eier kommen? Wir Salmonellen sind schon einmalig und tolle Kerle... denn ca 99% der am Markt befindlichen Eier sind ja aus den Käfigen und praktisch 100% der verarbeiteten Eiprodukte (Nudeln, Bäckereien, Fertigwaren) stammen aus der industriellen Käfigbatterie.

Und anders wären auch die vielen Erkrankungen und Todesfälle der letzten Zeit nicht zu erklären. – Wir Teufelskerle machen nicht gerne halbe Sachen.- Erkrankten 1987 „nur“ 2232 und starb nur eine Person. Kicher di Kicher, so waren es 1990 bereits 8510, die an einer bakteriellen Lebensvergiftung (hauptsächlich durch uns Salmonellen) erkrankten und 11 Menschen starben.

Dürfen die Menschen also in Hinkunft tatsächlich nur mehr hocherhitzte, pasteurisierte Ei- und vielleicht sogar Fleischprodukte essen? Die Menschen fragen sich, ob es überhaupt noch „natürliche“ Lebensmittel geben wird, wo immer mehr kleine und alternativ produzierende Landwirte zum Aufgeben gezwungen werden, da die diversen Förderungen hauptsächlich die Großbetriebe begünstigen? Und wenn, wo bekommt sie der Durchschnittsbürger zu kaufen und wer kann das noch überprüfen? Kicher di Kicher... Nicht nur die Schreckensvorstellung der durch Bestrahlung konservierten Lebensmittel erwartet die Menschen; auch das gentechnisch erzeugte Rinderwachstumshormon zur weiteren Milchleistungssteigerung stehen bereits vor der Tür.

Aber zurück zu uns Salmonellen und zum Ei. Der Kleinbauer hat – ebenso wenig wie der große Spezialbetrieb - keine Möglichkeit mehr, sich gegen die Infiltration der internationalen Konzerne zur Wehr zu setzen. Er ist auf das „Rohprodukt“ Hybridküken angewiesen und damit kauft er alle allfälligen negativen Auswirkungen gleich mit. Die von der Glucke ausgebrüteten Küken sind „unwirtschaftlich“ geworden (zu viel Arbeitsaufwand, zu geringe Legeleistung). Bestenfalls ein paar Hobbyzüchter oder „rückständige“ Bauern leisten sich noch diesen „Luxus“.

Aber ist Natürlichkeit ein Luxus? Beinahe scheint es in der übertechnischen Welt, wo ohne Rücksicht auf ethische Werte alles machbar werden soll, so zu sein. Sie wird es spätestens dann, wenn von ihr so gut wie nichts mehr übrig ist.

Wie jetzt schon die intensiv gehaltenen Nutz-Tiere völlig von der Technik abhängig gemacht sind. Nur – wird es dann nicht bereits zu spät sein? Wir Salmonellen werden auch in Zukunft ausreichend tätig sein – wir werden auch in hundert Jahren auf dem Ei tanzen und viele Menschen werden durch uns dahinsterven. Wir überdauern alles und können jetzt schon die dummen Menschen verlachen, wir sind die Stärkeren.. Die Menschen sind übermütig und töricht zugleich. Andernfalls wären sie dann gerne eine Salmonelle Enteritidis.

Elfriede Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Der Bär und die Elfe (2)

Was im ersten Teil geschah (siehe Januar-Ausgabe 2007): Der einsame Bär versuchte, Freunde zu finden. Da der Elfenstaub angeblich Wunder bewirken kann, versuchte der Bär, Elfen mit einem Haufen reifer Beeren anzulocken, und legte sich auf die Lauer...

Der Bär versteckte sich im Schatten seiner Höhle und wartete. Bald erklang ein Summen und Brummen in der Luft, als Bienen und Hummeln sich um seinen Köder zu scharen begannen, doch der Bär verscheuchte sie mit ein paar Tatzenwinken, denn Bienen und Hummeln konnten ihm nicht helfen. Dann, als ihm schon bald die Augen zufielen – er war ein fauler Bär, der gern döste – war plötzlich etwas Neues in der Luft. Ein lieblicher, blumiger Hauch stieg ihm in die Nase. Träge öffnete er die Augen, nur um umso schneller aufzuspringen. Ein heller, glitzernder Streif glitt am Himmel entlang, kam herunter wie eine langsame Sternschnuppe, wobei er einige Spiralen zog, und ließ sich schließlich auf der Spitze seines Beerenhügels nieder.

Nun konnte der Bär die Elfe erkennen. Sie war noch zarter als er sie in Erinnerung hatte. Ihre Handgelenke waren dünn wie Zweige, die Flügel schienen durchscheinender als Spinnweben, winzige Knöchelchen zeichneten sich an ihrem Hals und auf ihrem Rücken ab. Gekleidet war sie in ein federleichtes, seidiges Blütenblättergewand und ihre Haut schimmerte in einem milchigen Weiß. Das weizenfarbene Haar trug sie offen, kecke spitze Ohren schauten hin und wieder daraus hervor, wenn sie den Kopf bewegte. Einen Augenblick lang war der Bär ganz benommen. Der Duft, der Glanz, der Anblick der Elfe, all dies machte seinen Kopf völlig wirr und drohte ihn beinahe seinen Plan vergessen zu lassen. Plötzlich verstand er nicht mehr, wie er die Elfen in seinem Garten jemals hatte übersehen zu können. Diese Geschöpfe waren nicht wie

er, die Wölfe oder die Kaninchen, und außer einer oberflächlichen Ähnlichkeit hatten sie auch nichts gemeinsam mit solch gewöhnlichen Tieren wie Vögeln und Schmetterlingen. Und er hatte sie für Vögel gehalten! Diese Wesen waren vollkommen anders.

Der Bär fand die Elfe wunderschön. Und hätte er nicht bereits der weisen Eule ohne jeden Zweifel geglaubt, so wäre er spätestens jetzt restlos von ihrer Zauberkraft überzeugt gewesen.

Anmutig tänzelte die Elfe auf dem Beerenberg herum. Von Zeit zu Zeit bückte sie sich, um sich eine Hand voll Beeren in den Mund zu stopfen, deren süßer Saft ihr von den Lippen tropfte. Offensichtlich schmeckten sie ihr überaus gut.

Sie sah sehr beschäftigt aus, fand der Bär. Es war genau der richtige Zeitpunkt, um sie zu überraschen.

Er tappte aus dem Schutz der Höhle hervor. Die Elfe bemerkte ihn nicht, so vertieft war sie in ihre Nascherei.

„Hallo, Elfe“, brummte er. Noch immer reagierte sie nicht.

„Hallo, Elfe!“ rief er. Da sah sie auf.

Der Bär hatte befürchtet, dass die Elfe bei seinem Anblick so erschreckt sein würde, dass sie auf und davon flatterte. Dann hätte er keine andere Wahl gehabt, als mit seinen Pranken nach ihr zu greifen und ihr womöglich wehgetan, was ihm leid getan hätte.

Zum Glück tat die Elfe nichts dergleichen. „Hallo, Bär“, sagte sie fröhlich, ehe sie weiter aß.

Auf einmal fühlte der Bär sich ein bisschen unsicher. Er wusste nicht, wie er weiter machen sollte. „Elfe...“, begann er, „ich... würde gern einen Handel mit dir schließen.“

Die Elfe guckte ihn verwundert an, während sie an einer Beere knabberte.

„Was denn für einen Handel?“

„Nun, du gibst mir etwas vom Elfenstaub und dafür gebe ich dir die Beeren.“

Jetzt lachte die Elfe mit ihrem von Beerensaft rotem Mund. „Aber Bär, ich habe die Beeren doch schon.“

Der Bär musste sich eingestehen, dass ihn das ein bisschen ärgerlich machte. Immerhin war er es gewesen, der diese Beeren in stundenlanger mühsamer Arbeit zusammen gelesen hatte. Schmollend entgegnete er: „Mag sein, dass du im Moment die Beeren isst, Elfe. Aber ich habe sie gepflückt, sie sind von meinen Sträuchern und ich kann sie dir auch wieder wegnehmen, wenn ich will!“

Die Elfe runzelte die Stirn. „Nun sei doch nicht gleich so grummelig, Bär. Ich wusste doch nicht, dass du die Beeren gepflückt hast. Sie lagen einfach da und sahen so lecker aus, da dachte ich, es störe niemanden, wenn ich sie esse.“

„Du kannst sie ja auch essen, Elfe. Aber nur, wenn du mir Elfenstaub gibst“, beharrte der Bär und scharrte ungeduldig mit den Vordertatzen im Sand.

„Ist ja gut, Bär. Du sollst Elfenstaub haben. Lass mich nur noch schnell diese eine Beere zu Ende essen.“ Gesagt, getan.

Die Elfe flog hoch, auf ihren zarten Flügeln brach sich das Sonnenlicht. Über seinem Kopf hielt sie inne. Gebannt und erwartungsvoll starrte der Bär nach oben. Nun war es soweit. Gleich würde er verwandelt werden. Er spürte, wie ein kleines Glücksgefühl in ihm aufstieg und sich immer weiter ausbreitete. Der Bär lächelte voller Vorfreude.

Plötzlich begann die Elfe, sich zu schütteln. Ohne dass er es wollte, musste der Bär lachen. Es war einfach eine so ungewöhnliche Gebärde, die überhaupt nicht zu einer Elfe passte. Sie passte eher zu einem Bären oder einem Hund, der trocken werden wollte.

Doch anstatt Wassertröpfchen waren es kleine, glitzernde Flocken, die anfangen, aus ihrem Haar und ihrem Kleid zu rieseln, hinunter fielen und sich auf seinem Kopf zu einem silbrigen Häufchen sammelten. Staub rieselte ihm in die Augen, dann in die Nase. Nun, da musste er eben durch, wenn er seinen Wunsch erfüllt haben wollte. Er schloss die Augen.

„Haaaatschi!!!“ Der Bär ließ einen gewaltigen Nieser los.

Dies schien die Elfe zu überzeugen, dass sie genug des Guten getan hatte. Sie hörte auf sich zu schütteln und kam wieder herunter. Der Bär, noch immer beide Augen fest zugekniffen, begann zu zählen: „Eins... zwei... drei... vier... fünf!“

Er riss die Augen auf und betrachtete seine Tatzen. Seine gewöhnlichen alten, schweren, braunen Tatzen. Nichts war geschehen! Nichts!

„Elfe!“ bellte der Bär in tiefster Enttäuschung. „Warum passiert nichts?“

Überrascht sah die Elfe ihn an. „Was soll denn passieren?“

Jetzt war der Bär wirklich außer sich. „Was passieren soll?! Ich soll mich verwandeln! Der Elfenstaub bewirkt Wunder! Er macht aus dir das, was du immer sein wolltest! Das soll passieren!“

Die Elfe lachte, zum zweiten Mal seit ihrer Begegnung. „Aber Bär...“, begann sie leichthin.

Doch sie verstummte vor Schreck, als der Bär sie anbrüllte: „Lach nicht, Elfe! Du verstehst das natürlich nicht! Du bist ja bereits alles, was ein Herz sich wünschen kann!“

Die Elfe sah ihn an. Mit ruhiger Stimme sagte sie: „Der Elfenstaub kann nichts und niemanden verwandeln, Bär. Er besteht nur aus glitzernden Körnchen, die uns Elfen umgeben. Er sieht hübsch aus, doch er ist nutzlos. Er hat keine Zauberkraft.“

„Du lügst! Das, was du mir gegeben hast, war nicht der wahre Elfenstaub! Du hast mich betrogen!“ rief der Bär verzweifelt.

Wie um ihm Recht zu geben, erklang in diesem Augenblick ein helles Kichern gleich unzähliger Silberglöckchen um sie herum und ein Duftschwall wie von einer ganzen Blumenwiese erreichte seine Nüstern. Im nächsten Augenblick waren die beiden umringt von Elfen aller Farben, die wie ein bunter Blitz vom Himmel hinunter gestürzt waren. Durch einen Vorhang schimmernder Flügel hindurch sah der Bär mit Empörung und Zorn, wie eine rote Beere nach der anderen in der Luft oder im Mund einer Elfe verschwand

und sein Häuflein mit unglaublicher Geschwindigkeit zusammenschrumpfte, bis auf einmal nichts mehr von ihm übrig war. „Hinterhältiges Pack! Ihr seid nicht anders als die anderen Tiere. Oh, ihr seid schlimmer!“

Wutentbrannt streckte er eine Pranke aus und griff nach seiner Elfe, die inmitten des Gewimmels reglos in der Luft stand. Er packte sie um die Hüfte und begann sie heftig über seinem Kopf hin und her zu schütteln. Die Elfe quietschte, zappelte und schrie. Mehr silberner Staub rieselte nieder. Ansonsten geschah nichts weiter als zuvor.

Schließlich warf der Bär die Elfe erbittert in eine Ecke des Himmels. Sie fing sich mit Mühe im Flug, starrte ihn einen Augenblick an und war dann ebenso so schnell verschwunden wie ihre Artgenossinnen.

Der Bär blieb sitzen, wo er war, während zum zweiten Mal die Dämmerung über ihn herein brach. Alle seine Versuche waren fehlgeschlagen. Er war noch immer derselbe gewöhnliche braune Bär, der er sein Leben lang gewesen war. Und das Schlimmste, er war noch immer vollkommen allein. Aber nach allem, was er erlebt hatte, fehlten ihm jeglicher Mut und jeglicher Glaube daran, dass er in der Lage war, das zu ändern. Er fühlte sich todunglücklich.

Irgendwann kroch der Bär in seine düstere Höhle. Doch er schlief nicht, denn zu viele Gedanken gingen ihm im Kopf herum. Immer wieder musste er sich daran erinnern, wie die anderen Tiere sich über ihn lustig gemacht und ihn weggeschickt hatten. Wie der Uhu ihm einen scheinbaren Rat gegeben hatte, sich aber in Wirklichkeit – da war der Bär sich nun sicher – nur einen Spaß mit seinem Kummer gemacht hatte. Und am meisten musste er daran denken, wie die Elfe, dieses wunderschöne Wesen, vor ihm gestanden und über seine Dummheit und Leichtgläubigkeit gelacht hatte. Wie sie mit ihren zerbrechlichen Flügeln fort geflogen war.

Nachdem sein Zorn abgekühlt war, begriff der Bär im Grunde seines Herzens, dass die Elfe ihn nicht angelogen hatte. Der Elfenstaub war tatsächlich nichts weiter als ein nichtiger, nutzloser Glanz. Doch eben diese Einsicht war für ihn viel schlimmer, weil sie ihm jegliche Hoffnung auf eine wohl gesonnene höhere Macht nahm.

Tagelang lag der Bär nun in seiner Höhle, döste und brütete vor sich hin. Zum Trinken reichten ihm die kleinen Rinnsale an den Höhlenwänden, die er lustlos schlabberte. Fressen mochte er gar nichts mehr.

Mit der Zeit merkte der Bär jedoch, wie seine Körperwärme immer weiter abnahm und sich auf den Winter einzustellen begann. Da wurde ihm deutlich klar, dass er im Winter aufwachen und verhungern würde, wenn er zuließ, dass sein Körper vor der Zeit einschliefe. Deshalb erhob sich der Bär ungefähr eine Woche, nachdem er sich niedergelegt hatte, widerwillig und trottete auf wackligen Beinen hinaus, um sich etwas zu fressen zu beschaffen.

Beim Anblick der Beerensträucher wurde er erneut ganz unglücklich. Nein, die konnte er jetzt einfach nicht fressen. Der Bär schlich zum Fluss, wo die Lachse sprangen und tauchten. Er stapfte ins Wasser und begann zu fischen.

Weil er durch die lange Pause aus der Übung gekommen war, gingen ihm mehrere Fische durch die Lappen. Er war gerade beim fünften Anlauf und sich sicher, dass er dieses Mal den Lachs erwischen würde, da lenkte ein immer lauter werdender Krach aus den Büschen am anderen Flussufer ihn ab. Als er den springenden Fisch knapp verfehlt hatte, ertönte ein lautes Plumpsen. Ärgerlich schaute der Bär in die Richtung aus der es gekommen war.

Die Elfe bemerkte ihn im selben Moment wie er sie. Bittend legte sie den Finger auf die Lippen. Sie schwamm im Wasser und war gerade hinter einen Felsen gepaddelt, wo sie vom anderen Flussufer aus nicht sichtbar war.

Der Bär wollte etwas entgegenen – was, wusste er selbst noch nicht genau – da

brach auf einmal ein Trupp von drei Wölfen aus dem Gestrüpp hervor. „Wo ist sie?!“ bellte einer, während sein Kopf schnüffelnd nach rechts und links schwenkte. „Wo?“

„Sie kann nicht weggefliegen sein! Wir waren ihr ganz dicht auf den Fersen!“ kläffte ein anderer Wolf.

Der Oberwolf blieb ruhig. Nur seine Kiefer knackten, als er auf einen Fetzen vom Gewand der Elfe biss. Tropfend hing er aus seinem Maul. „Hinüber!“ befahl er.

Eine große Angst überfiel den Bären. Wenn die Wölfe den Fluss überquerten, würden sie die Elfe sofort entdecken! Bilder von dem wimmernden Reh stiegen in ihm auf. Der Bär riss seine zahnbewehrten Kiefer auseinander und gab ein ohrenbetäubendes Brüllen von sich.

Die Wölfe duckten sich zusammen, erst jetzt hatten sie ihn wirklich bemerkt. Selbst der Oberwolf wich einen Schritt zurück.

„Weg mit euch, Wölfe! Das hier ist mein Revier!“ grollte der Bär, seine kleinen Augen böse funkelnd.

„Wir wollen nicht dein Revier, Bär.“, gab der Wolf harsch zurück. „Wir wollen die Elfe!“

„Ja!“ heulte sein Hinterwolf. „Wir haben gehört, was der Uhu gesagt hat.“

„Wir wollen auch verwandelt werden“, forderte der andere.

„Wir wollen werden, was wir immer sein wollten – die mächtigsten Tiere des Waldes!“ verkündete der Oberwolf mit drohendem Stolz. „Also lass uns vorbei, Bär, oder wir werden uns selbst unseren Weg bahnen!“

Der Bär richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Er war selbst ganz überrascht, wie gewaltig er war und wie klein plötzlich die Felsen zu seinen Füßen aussahen.

„Willst du es versuchen?“ fragte er und fuhr die Krallen aus.

Ein Hauch von Blässe überfiel das Gesicht des Oberwolfes, doch er blieb wo er war.

„Bär“, sagte er, „willst du es wirklich darauf anlegen?“

Als Antwort gab der Bär ein noch viel lauterer Gebrüll von sich. Die Wölfe sahen sich an. Dann verschwanden sie jaulend im

Unterholz. „Sie ist ja nicht die einzige Elfe im ganzen Wald...“, hörte er einen von ihnen noch leise murmeln.

Der Bär wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Seelenruhig erbeutete er einen Fisch und begann ihn hinunterzuschlucken.

„Bär“, ertönte ein zartes Stimmchen, „danke, dass du mir geholfen hast.“

„Schon gut“, entgegnete der Bär unbewegt und ohne sich zu ihr umzudrehen, „ich kann die Wölfe sowieso nicht ausstehen. Ich mag es nicht, wenn sie sich hier herumtreiben.“

„Trotzdem“, meinte die Elfe leise, „hätte das nicht jeder getan. Ich danke dir von Herzen.“

Ohne dass er es wollte, musste der Bär sich nun doch umdrehen und die Elfe ansehen. Sie war auf einen der Felsen geklettert, wo sie ungeschickt hockte. Ihr Haar und ihr Kleid waren ganz zerrupft und patschnass, aber am wohl nassesten waren ihre Flügel, die wie zwei welke Blätter herunterhingen. „Warum bist du nicht einfach weggefliegen?“ wollte der Bär wissen.

„Der Wald war so dicht... und die Blätterdecke so dick... und ich war so aufgereggt und ängstlich... und da bin ich los gerannt...“, versuchte die Elfe hilflos, zu erklären.

Jetzt hatte er endlich auch einmal die Gelegenheit, der Elfe zu zeigen, dass sie dumm war. Der Bär öffnete den Mund. Dann schloss er ihn wieder.

„Bär“, sagte die Elfe und wedelte ein bisschen mit den traurig herunterhängenden Flügeln, „meine Flügel sind so nass und schwer, dass ich nicht fliegen kann. Und sie werden wahrscheinlich auch bei Sonnenuntergang nicht trocken sein. Hast du etwas dagegen, wenn ich bis morgen früh hier bleibe?“

Aus irgendeinem Grund wusste der Bär nicht, was er dazu sagen sollte. Also guckte er nur etwas unschlüssig in die Luft, brummte und nickte dann.

Das Gesicht der Elfe hellte sich auf. „Danke, Bär!“ rief sie. „Das ist sehr nett von dir.“

Der Bär nickte wieder und verfiel in Grübeln. Jetzt war die Elfe also sein Gast.

Aber wie um alles in der Welt ging man nur mit einer Elfe als Gast um? Was sagte man? Wie bewirtete man sie?

„Magst du ein Stück von meinem Fisch?“ fragte der Bär und hielt ihr den toten Lachs entgegen.

Die Elfe zögerte sichtlich. „Ich... habe noch nie Fisch gegessen, aber... ich probiere ihn gern mal.“

Da er sah, wie sehr sie das Wasser verabscheute, kam der Bär zu ihr hinüber gewatet. Die Elfe kletterte von ihrem unbequemen Sitz erleichtert auf seine Schulter, wo er ihr einen Streifen Fisch reichte. Sie biss hinein. „Nicht übel.“, brachte sie nur hervor. „Auch wenn ich zugeben muss, dass ich Beeren lieber mag.“

„Ich auch“, stimmte der Bär zu, „nur wollte ich heute keine fressen, weil...“ Er ließ den Satz unvollendet. „Ist ja auch egal.“

Nun, da sein Hunger gestillt war, kletterte er mit der Elfe ans Ufer. Im Licht der Abendsonne ließen sie sich vor seinem Höhleneingang nieder und unterhielten sich.

Die Elfe ließ ihren Blick über ihn wandern. „Bär“, fing sie an, „darf ich dich etwas fragen?“

„Natürlich“, murmelte der Bär. Er freute sich, dass die Elfe ihn etwas fragte.

„Warum wolltest du eigentlich unbedingt verwandelt werden? Du bist doch schon groß und stark und mächtig und geschickt. Sogar die Wölfe fürchten dich. Was willst du denn mehr?“

„Das ist es ja“, seufzte der Bär. „Ich will nicht gefürchtet werden. Ich will Freunde.“ Und dann begann er, ihr seine ganze Geschichte zu erzählen. Die Elfe hörte aufmerksam zu. Als er geendet hatte, schüttelte sie ihren Kopf.

„Was für dumme, grausame Tiere. Wie gemein von ihnen. Aber es gibt auch Elfen, die so sind. Ja“, fügte sie hinzu, als sie den ungläubigen Ausdruck im Gesicht des Bären bemerkte, „Elfen können sehr grausam sein, Bär. Das hast du doch gesehen. Sie meinen es nicht wirklich böse, aber sie sind... sorglos. Sie denken

an und kümmern sich um nichts als sich selbst und die närrischen Bedürfnisse, die ihnen gerade durch den Kopf gehen. Deswegen haben wir auch einfach deine Beeren gegessen. Jetzt, wo ich deine Geschichte kenne, tut mir das leid.“

„Ihr seid so schön“, murmelte der Bär gedankenverloren, „und ich bin nur so ein hässlicher alter Bär.“

„Wir Elfen mögen euch sterblichen Wesen schön erscheinen“, erklärte die Elfe, „aber was haben wir denn davon? Wir sind klein und schwach. Ständig wollen uns Menschen oder Tiere fangen, um uns einzusperren, anzustarren oder aufzuessen. Wir können nur flüchten. Wir haben keine Zauberkraft, um uns zu schützen.“

„Also habt ihr wirklich keine?“ wollte der Bär wissen.

„Wir haben ein bisschen Zauberkraft“, gab die Elfe zu, „aber wir können sie nicht als Waffe einsetzen. Wir können miteinander über weite Entfernungen reden, auch wenn wir uns nicht sehen. Das habe ich vorhin gemacht. Ich habe den anderen Elfen gesagt, dass sie nicht in diese Gegend kommen sollen, weil die Wölfe noch immer auf der Jagd nach ihnen sind.“

Inzwischen war die Sonne gesunken und schickte ihre letzten roten Strahlen zu ihnen hinüber, ehe sie hinter dem Horizont verschwand.

Der Bär gähnte. „Lass uns schlafen gehen, Elfe“, meinte er freundlich.

„Darf ich... denn in deiner Höhle schlafen?“ fragte die Elfe zaghaft.

„Natürlich. Was ist denn, wenn die Wölfe wiederkommen?“

Gemeinsam gingen sie in die Höhle. Der Bär war die Kühle gewohnt, er empfand sie oft sogar als angenehm, weil sein dichter Pelz ihn schützte, aber die Elfe, die immer noch nass war, fröstelte. Betroffen überlegte der Bär, was man dagegen tun könnte. Schließlich schlug er ihr vor, dass sie ein Stück von seinem Pelz als Decke nehmen könnte. Selbstverständlich nur, wenn sie das wollte. Die Elfe wollte gern und bedankte sich.

Daher streckte der Bär sich auf dem Boden aus und rollte sich auf die Seite. Die Elfe

kletterte über ihn wie über einen großen Hügel, dann glitt sie ebenfalls zu Boden und kuschelte sich in das warme Rückenfell des Bären. So schliefen die beiden ein.

Wie immer erwachte der Bär zur Morgendämmerung. Geräuschvoll stand er auf, als sein Blick auf die Elfe fiel, die noch immer fest schlief. Sie war sicher sehr erschöpft nach all der Aufregung gestern. Jetzt sehr bemüht, leiser zu sein, schlich der Bär hinaus ins Freie, um sich einen Fisch zu fangen. Als er satt und zufrieden zurückkehrte, war die Elfe ebenfalls aufgewacht.

„Sind deine Flügel getrocknet?“ erkundigte sich der Bär.

„Sie sind noch ein bisschen feucht“, sagte die Elfe.

„Dann komm heraus! Die Sonne scheint ganz herrlich!“ rief der Bär. Aus irgendeinem Grund war er heute unheimlich fröhlich aufgelegt. Er fand es schön, dass die Elfe nun Grund hatte, noch zu bleiben.

Die Elfe kam herausgelaufen und wie der Bär genoss sie sichtlich den warmen Sonnenschein, der sie durchdrang. Als er sie so herumtanzen sah, hatte der Bär eine Idee.

„Elfe, komm mit! Ich möchte dir ein Geheimnis zeigen.“

Nun war die Elfe neugierig. „Was für ein Geheimnis?“ wollte sie wissen. „Was ist es denn?“

„Das“, meinte der Bär bedächtig, „wirst du sehen, wenn wir da sind. Komm auf meine Schulter, es ist ein Stück Weg.“

Die Höhle des Bären lag am Waldrand am Fuß einer Bergkette, die langsam anstieg und sich bis zum Horizont erstreckte. Ungefähr einer Stunde wanderte der Bär mit der Elfe den kargen grauen Berg entlang, wobei er immer größere Felsen bezwingen musste. Schließlich hielt er vor einer hohen Wand aus übereinander getürmten Steinen an.

„So, Elfe“, sagte er, „jetzt halt dich gut fest, denn es wird steil und ich will nicht, dass du herunter fällst.“

Der Bär fühlte, wie sich die kleinen Finger der Elfe in seinen Pelz gruben, als er vorsichtig begann, die Felswand hochzuklettern. Diese Wand war der Grund, weshalb andere Tiere, die nicht so groß und behände wie der Bär waren, das, was dahinter lag, nicht erreichen konnten. In erwartungsvollem Schweigen kletterten sie immer weiter, bis sie den oberen Rand erreichten. Was sie dort erblickten, veranlasste die Elfe zu einem entzückten Ausruf: „Oh, wie schön!“

Auf allen Seiten von Geröllhalden umgeben, erstreckte sich vor ihren Augen eine herrliche Wiese. Vor Wind und Wetter geschützt und nicht durch die Schatten des Waldes am Wachsen gehindert, hatten sich dort Kornblumen, Gänseblümchen, Löwenzahn, Scharfgarbe, Mohn, Butterblumen, Glockenblumen, Veilchen, Männertreu, Klee und wie sie alle hießen in ungesehener Pracht ausbreiten können. Zwischen den Blumen streckten zierliche Kirsch- und Apfelbäume ihre von Früchten schweren Zweige in die Höhe.

Die Elfe ruderte mit den Armen, als wollte sie dieses ganze Bild in ihre Hände nehmen. Der Bär mahnte besorgt zur Vorsicht, „Lass mich erst hinabklettern.“

Das taten sie, und dann kletterte die Elfe wieder auf einen der Bäume hinauf, wo sie ein Frühstück aus dunkelroten, sonnenwarmen Herzkirschen verzehrte und auch dem Bären welche hinunter warf.

Den ganzen Tag verbrachten die beiden auf der geheimen Wiese, spielten Fangen und Verstecken, lachten und lagen faul im Gras und ließen sich von der Sonne wärmen. Auch als die Elfe schon längst wieder munter durch die Gegend flatterte, schien sie nicht an Aufbruch zu denken, und erst der Bär war es, der am frühen Abend zur Heimkehr riet, weil er im Dunkeln viel leichter einen falschen Tritt tun konnte. Dadurch überzeugt, verließ die Elfe widerwillig das Tal.

Unterwegs meinte sie zu ihm: „Bär, du hast ein großes Glück, dass du so nahe an diesem wunderbaren Ort lebst und geschickt genug bist, dort hinzugelangen.“ Der Bär freute sich mehr, als er es sich anmerken ließ, dass der Elfe der Tag so gut gefallen hatte. Sie unterhielten sich noch eine ganze Weile, während sie so gingen, doch je näher sie der Höhle kamen, desto wortkarger wurde der Bär.

Bei ihm daheim angelangt, sprang die Elfe von seiner Schulter und wandte sich ihm zu. „Bär“, sagte sie zu ihm, „ich danke dir von Herzen für alles, für deine Gastfreundschaft, und vor allem dafür, dass du mich an diesen wunderschönen Ort gebracht hast!“ Und ehe der Bär sich versah, hatte sie ihm die Nase gestreichelt. Der Bär wusste nicht, was er antworten sollte. Er wusste noch nicht einmal, ob er antworten konnte, denn seine Kehle war seltsam verstopft. So gab er nur ein tiefes, lang gezogenes Brummen von sich, als die Elfe schließlich ihre Flügel ausbreitete und am Himmel verschwand.

Der Bär starrte ihr lange nach. Immer wieder brummte er leise, und jedes Brummen klang trauriger als das vorhergegangene. Dem Bären war, als habe er etwas sehr Wertvolles gewonnen gehabt und es einen Wimpernschlag später wieder verloren. Es war ein schreckliches Gefühl.

Doch am nächsten Morgen merkte er, wie eine kleine Hand in sein Schulterfell und in seine schlechten Träume hinein griff. Überzeugt, dass er noch immer träumte, gab der Bär ein ärgerliches, lautes Knurren von sich, als seine Nase einen blumigen Duft erschnupperte. Schlagartig wurde er hellwach. Die Elfe war zurückgekommen! Seine überschäumende Fröhlichkeit kehrte augenblicklich wieder und verdrängte all die bitteren Gedanken der Nacht. Eine Spur von Reue kam hinzu. „Ich hoffe, mein Knurren hat dich nicht erschreckt.“

„Aber nein“, meinte die Elfe, „ich weiß doch, dass du lieb bist, Bär.“

Sie verließen die Höhle und begannen ihren zweiten gemeinsamen Tag zwischen

dem Fluss und den Beerensträuchern, wo sie sich das erste Mal begegnet waren. Irgendwann fragte der Bär die Elfe: „Warum bist du eigentlich nicht bei den anderen Elfen geblieben?“ „Weil ich lieber mit dir zusammen sein wollte, Bär“, gab sie zur Antwort. Das verstand der Bär zwar nicht, aber es machte ihn ungemein glücklich.

Abends flog die Elfe heim, doch am nächsten Morgen stand sie wieder vor der Höhle des Bären, genauso an den darauf folgenden. Der Bär gewöhnte sich an, sie jeden Tag zu erwarten. Nicht immer blieb sie bis abends, manchmal auch nur für einige Stunden, aber sie kam jedes Mal und mit jedem dieser Male verblasste das einsame und unglückliche Leben, das der Bär einst geführt hatte, mehr.

Jedoch eines Morgens, es war bereits Herbst geworden, kam die Elfe nicht. Zunächst wartete der Bär geduldig mehrere Stunden lang, ohne etwas zu tun, doch irgendwann gelang es ihm nicht mehr, seiner aufkommenden Verzweiflung Herr zu werden. Was war geschehen? Konnte die Elfe nicht kommen? Oder wollte sie nicht? Hatte er etwas falsch gemacht?

In seine düstere Grübelelei schob sich wie ein Blitz ein fremder, neuer Gedanke. Der Bär meinte, die Stimme der Elfe in seinem Kopf zu hören: „Bär! Die Wölfe haben mich gefangen! Sie wollen den Elfenstaub!“

Entsetzt und voller Sorge preschte der Bär los. Wie die Elfe ihn, der doch gar keine Magie besaß, hatte erreichen können, verstand er nicht, aber er war froh darüber, denn nur so konnte er ihr zur Hilfe kommen und sie retten, ehe... Der Bär lief schneller.

Sein Instinkt führte ihn zu der Wolfshöhle. Mit einem Blick erkannte der Bär die Lage: Im Kreis der Wölfe lag die Elfe, ihr Bein in der Falle, fest von den Kiefern des Oberwolfes geschnappt. Die anderen Wölfe hatten sich um die beiden versammelt, die Augen erwartungsvoll auf ihren Anführer gerichtet. Sie war anscheinend unverletzt. Noch.

„Ich sage euch doch, der Elfenstaub besitzt keine Zauberkraft! Der Uhu hat sich geirrt! Bitte glaubt mir doch!“ beteuerte die Elfe, vor Angst den Tränen nahe. Statt einer Antwort rückten die Wölfe enger zusammen, stumm.

Der Oberwolf sprach, ohne die Zähne auseinander zu nehmen. „Das kann nicht sein! Du bist ein magisches Wesen. Das sieht jeder. Wenn dein Staub uns nicht verwandeln kann, dann vielleicht dein Fleisch!“

Gierig öffneten die Wölfe ihre Mäuler, und sie hätten im nächsten Moment zugebissen, wenn nicht der Bär ohne zu zögern in ihre Mitte gestürzt wäre. Es gab für ihn kein Halten mehr, er stellte sich der Übermacht der Wölfe.

Der Oberwolf war so überrascht, dass er die Schnauze öffnete. Blitzschnell zog die Elfe ihren Fuß heraus und stieg in die Lüfte. Doch da war der Bär schon mitten im Kampfgetümmel. Von allen Seiten fielen ihn die Wölfe an. Mit der Kraft seiner Tatzenhiebe versuchte er, sie sich vom Leib zu halten, aber für jeden Wolf, der betäubt zu Boden fiel, kamen drei neue. Bald blutete der Bär aus vielen kleinen Kratzern und Bissen. Die Angriffe der Wölfe wurden immer heftiger, als sie die zunehmende Erschöpfung des Bären witterten.

Von oben schrie die Elfe: „Bär! Du musst fliehen!“ Ihre Stimme zitterte vor Sorge und Furcht. Nun strebte der Bär langsam rückwärts, aus der gefährlichen Umzingelung des Wolfsrudels hinaus. Doch er war ratlos. Selbst wenn es ihm gelänge, sich loszumachen, wusste er nur zu gut, dass die Wölfe die ausdauernderen Läufer waren. Mit einem letzten Schlag und einem Tritt schüttelte er vier Wölfe ab, die auf seine Mitte losgingen, und nachdem er so etwas Raum gewonnen hatte, richtete er sich hoch auf.

„Ihr könnt versuchen, mich zu verfolgen, Wölfe. Ihr könnt versuchen, mich zu besiegen! Aber ich kann euch versprechen, dass ich mehr als einen von euch mitnehmen werde!“

Der Bär hatte gehofft, die Wölfe damit genug zu ängstigen, dass sie ihn nicht jagten. Und tatsächlich, wie schon bei der Begegnung am Fluss wurden die meisten durch seine Haltung so eingeschüchtert, dass sie niederkauerten, wenn auch ihre Augen noch immer wütend funkelten. Erzürnt fuhr der Oberwolf sie an: „Ihr elenden Feiglinge! Ihr seid ein Rudel und macht euch doch nur um euer eigenes erbärmliches Leben Sorgen!“

Der Bär lief, so schnell er konnte. Allerdings wurde er schon langsamer, sobald die Wölfe außer Sicht geraten waren. Wo war die Elfe? Erschreckt sah er hoch, er beruhigte sich, als er sie über seinem Kopf schweben sah.

„Oh Bär“, hörte er sie klagen, „oh du armer Bär, es tut mir so leid, dass ich dich in diese Lage gebracht habe. Ich war so unvorsichtig, ich war so töricht. Ich hätte wissen müssen, dass die Gefahr nicht vorbei ist. Wegen mir bist du verletzt.“

„Es macht nichts, Elfe... die Hauptsache ist, dass es dir gut geht“, keuchte der Bär. Er fühlte, wie seine Kräfte nachließen.

„Lauf schnell heim, Bär... ich suche etwas, das dir hilft. Ich komme nach... ich passe auf, ich verspreche es dir.“

„Geh nicht weg, Elfe... mach das nicht...“, murmelte der Bär, während er weiter trabte.

„Es muss sein. Du wirst sehen, ich werde bald zurückkommen.“

Der Bär erreichte seine Höhle und ließ sich vollkommen entkräftet zu Boden fallen. Vieles tat ihm weh, aber seine Gedanken kreisten nur um eines: Wo die Elfe war, was sie machte, wann sie endlich wieder kam. So spürte er die Schmerzen kaum.

Er musste in einen leichten Schlaf gefallen sein, denn auf einmal war sie da. In den Blumenduft, den sie verströmte, mischte sich ein herberer, kräftigerer Geruch von Waldkräutern. Der Bär hörte die Elfe kauen, dann spürte er etwas Kühles, Feuchtes, das auf viele Stellen seines Fells verteilt wurde. „So... das sollte helfen“, hörte er sie sagen. Dann schwieg sie einen Augenblick lang.

„Ich danke dir, Bär. Ich danke dir noch viel mehr, als ich dir je gedankt habe.“ Etwas anderes Warmes, Weiches wurde auf seine Schnauze gedrückt.

Obwohl es ihm schwer fiel, öffnete der Bär die Augen. Die Elfe sehen zu können, linderte seine Schmerzen noch mehr, als es die Heilkräuter konnten.

Die Elfe sah ihn an, von oben bis unten, und dann meinte sie: „Weißt du was, Bär? Ich mag deinen Bauch. Der ist so weich und gemütlich. Glaubst du, ich dürfte dort liegen?“

„Ja...“, brummte der Bär heiser.

Und die Elfe kuschelte sich an den Bären und murmelte: „Ich hab dich lieb, Bär.“

Da begriff der Bär auf einmal, dass sowohl die Elfe als auch er Unrecht gehabt hatten. Der Elfenstaub besaß tatsächlich

Zauberkraft, und er hatte doch gewirkt. Der Bär war kein Anderer geworden, aber ein Wesen hatte durch seine äußere Erscheinung hindurch geblickt und seinen wahren Kern gesehen. Der Bär drückte die Elfe ganz vorsichtig, damit er ihre zarten Flügel nicht zerknitterte. „Ich dich auch, Elfe“, sagte er.

~ für Dominik ~

Hanna Brosch

geboren 1986 in Mannheim, Anglistikstudentin, lebt in Worms und schreibt seit dem dreizehnten Lebensjahr, zunächst Fan Fiction, später auch verstärkt eigene Werke im Bereich Phantastik und Historisches. www.amberbernstein.net

Ein interessanter Auftritt

Es war der 4. Juli und noch ein bißchen Zeit bis Mitternacht, bis zu meinem Geburtstag. Eben wurde Griechenland Europameister im Fußball und ich sah mir das Spiel zu Hause mit Freunden im Fernsehen an. Anschließend eilten wir beschwingt auf die Straße, um das nächtliche Treiben der Fans zu erleben. Was sich dann zuerst abspielte, konnte einem alten Schinken aus Hollywood entstammen.

Auf der noch leeren Straßenkreuzung vor unserem Haus näherte sich ein grauer Oldtimer irgendeiner ausländischen Marke, aber keine Nobelkarosse. Er ähnelte dem Ford T Kasten der Schwarz-weiß-Filme. Aus einem Trichterlautsprecher auf der Mitte des Wagendaches erschallte griechische Musik.

Das Auto hielt, die Beifahrertür öffnete sich und eine junge Frau um die Dreißig, mit mittellangen, blonden Haaren, bekleidet mit einem weiten blauen T-Shirt und einer Jeans, schmucklos und ungeschminkt, stieg aus. Sie tänzelte vor den Kühler und begann im Scheinwerferlicht des Autos und der fahlen Straßenbeleuchtung mitten auf der

Kreuzung barfuß zu den Klängen der Musik zu tanzen.

Sie bewegte sich immer beschwingter inmitten des Dunstes, der vom nassen Asphalt aufwallte.

Die Kreuzung war leer und nur wenige Fußgänger waren unterwegs, doch diese blieben stehen und applaudierten. Nach zwei, drei Stücken stieg die Frau wieder ins Auto, das sich in Richtung Innenstadt entfernte. Wahrscheinlich wollten sie zum Arbeitsamt, wo diesen Sommer die Fans der jeweiligen Siegermannschaft feierten.

Die Musik des Dachlautsprechers hallte dabei weiter durch die Nacht und wurde immer leiser. Auch wir setzten unseren Weg fort, und noch eine Weile hielt uns der Zauber gefangen, der dieses Schauspiel ausgeübt hatte. Auf einer deutschen Straßenkreuzung, mitten im Ruhrgebiet: ein Stück Griechenland, wie in einem Film!

Karl Farr: 1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen

Kinderlieder

Selbst die einsamsten Sterne finden sich des Nachts zu Gruppen zusammen. Und sie sind jung und tanzen ihre Füße wund und müde, der Schatten ist ständig auf der Suche nach Neuem, bis Altes von allein in Vergessenheit gerät und man die Stellen, an denen sich die Farbe von der Wand löst, nicht mehr beachtet.

Und der Schatten sucht Antworten auf Fragen, die gestellt werden müssen - denn wir leben zu oft in diesen Tagen, an denen man nur in Kleinbuchstaben schreibt und die Melodie des Regens an Vergangenheiten auf Kirschbäumen erinnert.

Drei Mal rufe ich deinen Namen, erinnernd an unsere Kirschbaumvergangenheit. Und ich kotze dir im tauenden Stadtschnee vor die Füße. Was hast du auch erwartet? Du hast keine Moral und keine Leidenschaft, drischst elektrische Gitarren und gehst mit Porzellanmädchen nach Hause.

Doch dein Herzblut benennst du nach Melodien, nie aber nach den Namen, die ihnen ihre Mütter gaben. Zerbrichst ihre weiße Haut und die dunkelgrünen Hoffnungen unter den Lidern.

Und du prügelst Sätze und Versprechungen, niemand kennt deine Wahrheiten. Doch ich weiß, sie sind

leichenvoll und kummererfüllt. Denn jahrelang ernährte ich mich von der Farbe deines Haares, unsere Herzen kennen dieselben Geschichten. Ich weiß, du summst der Tage oft die alten Kinderlieder.

Aber selbst sie können dir keine Gewissheit geben, sind einzig Kopien der Vergangenheit, während dein Auge ein Bild der Möglichkeiten zeichnet, anonym und farblos. Noch nicht bereit loszulassen. Die Bildunterschrift im Konjunktiv geschrieben.

Auch Kinder malen überall die gleichen Kreidebilder auf den Asphalt - von Blumen und Häusern und Vögeln, von Heimat. Doch kein Weg kann zu uns führen, keine Melodie kann uns eine Heimat bauen.

Und erst des Nachts erkennt man Unabdingbares, denn alles wird zu Gold, wenn Regen im Laternenlicht auf Pflasterstraßen fällt - und wir werden des Nachts zu Abziehbildern, zu heimatlosen Schicksalen, zu Suchenden.

So sieh dich ein letztes Mal um, halt den Atem an und mal mir ein Ende, zu dem ich weinen muss.

Tina Grahl

Herz in Stücken

Tiefgekühlt Sonderangebot à 3,80 €

Ich wollte es erst auf den Kompost werfen, aber dann habe ich es doch in die Tiefkühltruhe gepackt. Vielleicht brauche ich es noch mal. Mein kleines Herz, das du mir völlig zerfetzt wiedergegeben hast. Ich kann es nicht leiden, wenn man mir geborgte Sachen schlampig zurückgibt. Ich hätte es ahnen müssen. Hätte es dir gar nicht erst geben sollen. Jetzt habe ich die Sauerei. überall geplatze Hoffnung, toter Glaube und die Träume liegen auf dem Boden. Es sieht nicht so aus, als ob man noch was retten könnte. Und wirklich Lust es zu versuchen habe ich auch nicht.

Viel lieber suche ich Steine. Steine um mir eine Mauer zu bauen. Eine, hinter die du nicht mehr kommst. Diesmal werde ich keine Tür für dich bedenken. Keine Chance. Ich werde ein großes buntes Pappschild malen, auf dem geschrieben steht 'Einlass nur für Engel'.

Denn du kommst hier nicht mehr rein. Ich habe dich aus meinem Leben gestrichen. Habe dir mit rotem Edding 'Arschloch' auf deine viel zu weiche Haut geschrieben. Vorher habe ich sie noch mal geküsst und

danach bin ich weg gerannt. Während du noch schliefst.

Die Welt ist einfach zu eng geworden und ich brauche Platz. Platz um mir die Nägel zu lackieren, um Seifenblasen zu machen, um die Revolution zu suchen und um an dich zu denken.

Denn manchmal mag ich dich und denke gern an dich. Nicht selten um dich in der nächsten Minute wieder zu hassen. Oder mich. Darüber bin ich mir noch nicht ganz klar. Zulange waren wir eins.

Zulange haben wir uns gegenseitig in die Enge getrieben. Dort wo wir nicht einmal Platz hatten, um uns die Hände zu halten.

Und ich überlege mir, mein Herz zu verkaufen. Vielleicht kann jemand noch was damit anfangen.

Aber dann fällt mir ein: Herzen verkauft man nicht, man verschenkt sie nur.

Tina Grahl, Jahrgang 1986, seit Sommer 2006 Abitur und Onlineredakteurin beim Onlinemagazin Paraguas www.paraguas-media.de/paraguas/portal, mehrere anstehende Veröffentlichungen in Anthologien

Gedichte

Feiertag

Neben der
Einfahrt liegen
die Reste
der Torte.

Man hat die
Klopapierrolle
mit Lippenstift
bemalt.

Die Topfpflanzen
riechen nach
Urin.

Quer über drei
Kaffeetische
schlafen Bewegungen
die bewusst gesetzt

und kraftvoll sind,
wenn man sie lässt.

In der Ecke
ein Schuh.

Ein kleiner.

Jemand wird
jemanden
anrufen
müssen.

*Johannes Witek
geboren 1981, lebt und studiert in
Salzburg.
Veröffentlichungen in: KULT,
Asphaltspuren, Elementtracking, DIE
BRÜCKE - Forum für antirassistische
Politik und Kultur... etc.*

Rebellischer Vogel

Angst streichelt
meine überspannten Stimmbänder
mit den Federn eines rebellischen Vogels.
Auf dem Friedhof der Gesetze
singt seine Lust mir die Seele nackt –
L'amour est enfant de Bohème,
schaufelt die blauäugige Carmen
ihr Grab.

Weit vor den Toren der Leichenhalle
funkelt die Klinge Don Josés
Mit jedem Dürsten nach Escamillo
bohrt sie sich tiefer in Carmens Herz
Ich höre ihr Blut schon im Sand versickern,
als es noch süß meine Lippen betört
Des Vogels Flügel im Magen schwingend,
fleht er mir zwitschernd: „Töte mich!“

Annika Senger

Ich wurde 1979 in der niedersächsischen Provinz geboren, habe 2003 ein Anglistik-Studium abgeschlossen und danach als freie Journalistin gearbeitet. Seit Februar 2006 volontiere ich bei einem Zeitschriftenverlag in Berlin, sehe mich allerdings eher als Musik- und Literaturkritikerin, Sängerin, Malerin und Schreiberin. 2001 wurde meine Tragikomödie "Ganymed" im Plausus Theaterverlag veröffentlicht und im Juni diesen Jahres in Vechta uraufgeführt.

Salz an der Tür

(in memoriam Alexander Jäger)

Risse in den Wänden
erbrechen ein Gewächs.
Das Haus ist nur beinahe leer.
Einer bleibt zurück.

Ein jahrelanges Beben
rüttelt an den Blicken.
Der Garten wuchert und verwildert
in den Köpfen.

Körperlos beim Gehen.
Salz fließt an der Tür.
Der Apfel fault.
Unsere Sünde ist vorbei.

Die Frage bläht sich auf
und platzt.
Außer einem lauten Knall
bleibt nichts.

Nur Frieden.

Simon M. Jonas

*Seit einigen Jahren veröffentliche ich
regelmäßig Gedichte, Kurzgeschichten und
wissenschaftliche Texte in diversen
Anthologien und Zeitschriften. Im Oktober
2005 gewann ich meinen ersten
Literaturpreis für das Gedicht „Rubine“.
Zurzeit gebe ich meinem ersten
Romanmanuskript den letzten Schliff.
Außerdem arbeite ich als Übersetzer und
an meiner Doktorarbeit im Fach
Amerikastudien.*

Aroma

Rotleuchtend
untermaltes Feld
im Frühsommer

Über mir
zwitschert sich
die Lerche gen Himmel

Rechts neben mir
berichtet Oma
von der Geburt ihres Enkels

links reibt der Nachbar
seinen Nasenschleim
auf den Unterarm

vor mir
schildert ein alter Herr
seine letzte Darmspiegelung

Eine große
saftige Erdbeere
wandert in meinen Mund

Hmmm!
Dieses feine Aroma!

*mary west, geboren 1953, in der
Altenpflege tätig, schreibt seit 2002 und
wurde schon vielfach veröffentlicht*

Ich möchte so gerne dein Handy sein

Lass mich dein Handy sein

ich wäre dann immer nah bei dir

mein zärtliches Klingeln
sorgte dafür

dass du mich aus dem Dunkel deiner Tasche befreist
mich liebevoll an deine rosa Wange drückst

versonnen lauschte ich
deiner Stimme
die in mein elektronisches Ohr haucht

und mein Schallwandler
würde die Luft in Schwingungen versetzen
dich zum Hören anregen

ohne
dass ich den Sinn deiner Worte je verstehe

Georg Walz

Lyrik und Kurzprosa, Satire und Humor, Fach- und Sachbuch, Grafik und Zeichnung. Diverse Bücher und Veröffentlichungen (Lyrik & Grafik) in Literaturzeitschriften.

Verletzt

Wir begegneten uns
umgeben von
deftigen Pommesbudengerüchen
und zugiger Abendluft
dein Freund, du und ich.

Die in seinen Armen
geborgene Sicherheit
lehntest du
mit einem Ruck ab
als sich unsere vertrauten Blicke trafen.

Ich fühlte unendlichen Schmerz
war getroffen von der Pfeilspitze
deines scheinbaren Glücks.

Deine Augen verrieten dich.

Du liebst mich immer noch
ich dich für alle Zeiten
doch unsere Masken
ignorieren die wahren Gefühle.

Aus „Liebe ohne Ende“, BOD Norderstedt,
ISBN 3-89906-922-6

Gerd Egelhof, geboren 1970 in Schorndorf (Rems-Murr-Kreis), lebt und arbeitet in Waiblingen bei Stuttgart. 1999 wurde der Autor, Buchhändler und Sporttrainer bei einem stipendienartigen Lyrik-Workshop in Auetal-Rolfshagen (Weserbergland) entdeckt. 2000 gewann er beim Baden-Württembergischen Landeslyrikwettbewerb den Kreispreis Rems-Murr. Egelhof schreibt Gedichte, Kurzprosa und Sachbücher und hat bisher vier Lyrikbände herausgebracht.

Rezension der CD

„Ich könnte mir ein Fahrrad leihen“

Diese CD präsentiert Lyrik von Werner Muth, mit Musik von Tom Liwa und Arms Akimbo (Daniel Holl, Björn Rosenbaum, Jens Wegener, Alexander Borchard). Gesprochen werden die Texte von Manuela Weichenrieder, Werner Muth und Tom Liwa.

Lyrische Wortspiele kombinieren hier Allerweltsworte und sonst gedankenlos verwendete Redewendungen neu und verleihen so sowohl dem Wort als auch dem Alltag Bedeutung und Farbe. Man erfährt von Angestellten, die nichts anstellen, von Leuten, die sich auf eiskalten Wegen ins rechte Licht rücken, vom Himmel, der spannt, von Razzien der Vernunft.

„Eigentlich ist Werner Muth ein eher verschwiegener Dichter aus Duisburg. Doch der Ex-Nachbar von Tom Liwa ist derzeit etwas übermütig: Er wähnt sich irgendwie in den besten Jahren. Ein Stimmungshoch, das ihn zu einem aufwändigen und wunderschönen Projekt verleitete...“ So kokettiert die Kurzbeschreibung mit unnötiger Bescheidenheit. Die CD ist professionell gesprochen, gesungen, gespielt und aufgenommen.

Dieses Hörbuch ist mehr als eine Literaturlesung und -singing, viel eher die Neuentdeckung der längst vergessenen Kunst, der ausdrucksvollen Harmonie von Text und Musik.

Diese CD habe ich mir mit wachsender Begeisterung gleich mehrmals angehört, um wirklich alle Andeutungen und durchdachte Details auszukosten. Und das, obwohl ich sonst keine Bücher zwei Mal lese oder höre. Dieses jedoch liegt griffbereit für die nächste Runde.

Dringend wünsche ich mir einen Folgeband, in dem das „Bild vom andern Leben“ noch klarer wird, denn auf dieser CD erscheinen die Mauern oft hart und

unüberwindlich. Ich wünsche mir noch mehr Rasensprengungen!

Leseprobe:

Hähne

Frühaufsteher
Sind schräge Vögel,
Die Würmer fangen
Im Morgengrauen,
Federn lassen in Hahnenkämpfen,
Mit dummen Hühnern schlafen gehen,
Und sich im Aberglauben wiegen
An Gold im Mund in Morgenstunden

In allem steckt der Wurm.
Ich schlage aus der Art
Als alter Hahn im Korb.
Ich komm nicht aus den Federn
Und mach mir nichts aus Würmern.

Titelverzeichnis:

1. Hähne
2. Immer entweder
3. Liegt was in der Luft?
4. Fehleinschätzung
5. Biester im Park
6. Die schöne Brünette
7. Kopfnote
8. Blitzartig
9. Stilles Wasser
10. Berufsverkehr
11. Der Poet kocht
12. Kein leichtes Spiel für einen Mann
13. Das Ende vom Lied der Archivare
14. Liebeslied
15. Vage Versprechen
16. Mitternacht
17. Ihr & Ich, Genie
18. Weltfremde
(Die „Weltfremde“ wurde übrigens bereits im Juli 2005 im „Veilchen“ abgedruckt.)

Produziert von Peter Herrmann und Tom
Liwa für Ludwig-Tonträger, November
2006. ASIN: B000KG4AW8

15 EUR bei Bestellung über:
<http://www.l-u-d-w-i-g.eu/kiosk.html>

16,99 EUR bei
<http://www.alphamusic.de/8815762.html>
EUR 18,99 bei www.amazon.de
Bei Amazon kann man auch kostenlos
einzelne Stücke probieren.
CHF 27.00 bei <http://www.thalia.ch>

Andrea Herrmann

Exposé: „Verdächtige und andere Katastrophen“ von Susanne Ulrike Maria Albrecht

Der ehrgeizige Hauptkommissar Gregor Brandolf, genannt Kommissar „Eifer“ und sein stressgeschädigter Assistent Paul Maurus tapfen im Dunkeln.

Ihr neuester Fall, der Mord an der Klavierlehrerin Rosamunde Stichnote lässt sie auf der Stelle treten. Zuerst ist Kommissar ‚Eifer‘ nur mit einem Hauptverdächtigen konfrontiert, den er in Windeseile der Tat überführen will. Aber es tauchen immer mehr obskure Gestalten auf, die alle mehr als nur ein Motiv für den Mord haben.

Während der laufenden Ermittlungen geraten die beiden immer tiefer in die Spirale des Wahnsinns. Kommissar ‚Eifer‘ steht kurz davor, den Verstand zu verlieren. Daraufhin muss sein neurotischer Gehilfe die Sache selber in die Hand nehmen...

Leseprobe:

„Ich kann nicht gestehen, was ich nicht getan habe!“ Jürgen Stein war verärgert. Er blickte abwertend zu seinem Scharfrichter, der so hässlich war, dass sich abermals sein sensitiver Magen regte. Dieses Ekel konnte sich glücklich schätzen, dass er nichts Essbares mehr zu sich genommen hatte. Dann betrachtete er eingehend dessen Helfershelfer, der offenbar genauso irre war wie er selber. Keiner hätte das besser beurteilen können. Nicht umsonst sagte man: Nur ein Irrer erkennt einen

Irren. Und der hier schien ihm sogar um einige Ticks voraus zu sein.

„Sehen Sie mal, was ich hier habe! Diese anonymen Drohbriefe habe ich heute bei Ihnen sichergestellt!“ Kommissar ‚Eifer‘ öffnete siegesicher die grüne Mappe und breitete die Briefe auf seinem Schreibtisch aus.

„Was?! Sie waren in meiner Wohnung?“

„Wenn Sie das Dreckloch, in dem Sie hausen, als Wohnung bezeichnen wollen, ja! Übrigens, hier ist der Durchsuchungsbeschluss. Alles ganz legal!“ Er schob ihm das Schriftstück hin. „Außerdem sollten Sie mir dankbar sein, dass ich Ihren Saustall sozusagen einmal gründlich ausgemistet habe. Wo Sie doch bald in Untersuchungshaft sitzen werden!“ Kommissar ‚Eifer‘ warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Sie scheinen sich Ihrer Sache sehr sicher zu sein, Herr Hauptkommissar.“

„Oh, ja! Das bin ich in der Tat. Worauf Sie sich verlassen können. Wie heißt es doch gleich?“ Er wandte sich an seinen Assistenten und schnipste auffordernd mit den Fingern. „Wie heißt es doch so schön, Maurus?“

Der fühlte sich überrumpelt und wusste nichts weiter als „Chef?“ zu erwidern.

„Nun mal raus mit unseren Wahlprüchen, Maurus!“

Paul konterte zögernd: „Ohne Fleiß kein Preis, Chef?!“

„Bingo, Maurus! Tun Sie sich keinen Zwang an, weiter im Text!“ beharrlich schnalzte er mit den Fingern.

„Chef, Sie meinen bestimmt: Nichts ist wie es scheint. Vertraue niemandem!“

„Unbestreitbar, unsere oberste Prämisse, um die tägliche Arbeit hier bewältigen zu können! Jeder ist eine denkbar kriminelle Kreatur, und in jedem Keller stößt man irgendwann auf eine Leiche ...“

„Ich habe keinen Keller!“ entgegnete Jürgen Stein beherzt.

„Gutes Argument, aber leider wenig überzeugend!“ Kommissar ‚Eifer‘ wandte sich an seinen Gehilfen. „Sehen Sie mal, Maurus, wir haben es hier mit einem Komiker zu tun. Und er ist beinahe so witzig wie Sie...“

Rasch fiel ihm Paul ins Wort. „Da wir gerade beim Thema sind, fällt mir ein: Neugier bringt die Katze um, Chef!“

„Volltreffer, Maurus!“ hochmütig wiederholte er das Sprichwort. „Neugier bringt die Katze um,... hält aber den Kriminalisten am Leben! Wie Sie sehen, Herr Stein, habe sogar ich einen gewissen Sinn für Humor. Widmen wir uns also wieder den ernstesten Dingen. Dieses halbe Dutzend Drohbriefe wurde mittels Zeitungsbuchstaben erstellt, wie unschwer zu erkennen ist. Genau wie die Botschaft, die wir neben dem Mordopfer gefunden haben. Allerdings sind diese Schreiben hier weniger poetischen Tenors.“

Rezension: „Die letzte Lektion“ von Noelle Châtelet

Nach dem lebensbejahenden und heiter anmutenden Roman „Die Klatschmohnfrau“ hat N. Châtelet nun ganz konsequent die letzte Lektion gelernt und ein Buch unter diesem Titel vorgelegt. Es widmet sich dem letzten Lebensabschnitt ihrer Protagonistin der vorhergegangenen Bücher („Die Dame in Blau“, „Die Klatschmohnfrau“). Unschwer ist zu erkennen, dass es sich um ihre zu Beginn des Romanes 92-jährige Mutter handelt.

Diese beschließt im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte und noch nicht ernsthaft körperlich krank, selbst zu bestimmen, wann und wie sie in Würde von dieser Welt gehen wird. Sie ist nicht gewillt, die nach und nach auftretenden körperlichen Einschränkungen des Alters hinzunehmen und die oft entwürdigende Abhängigkeit von Pflegepersonen zu ertragen.

In ihrem langen, aktiven Leben als Hebamme war sie es gewohnt, selbstständig zu handeln und Verantwortung zu übernehmen. Sie betrachtet die Geburt und den Tod als Teil

des Lebens und als Vorgang, der gelernt und geleistet werden muss.

Mit ihrem Wunsch, trotz relativen Wohlergehens und guter Versorgung durch Hilfskräfte und Angehörige, ihrem Leben ein bewusstes Ende zu setzen, bringt sie ihre Tochter, aus deren Sicht das Buch geschrieben ist, in ein Wechselbad der Gefühle. Die Tochter stellt fest, dass sie trotz ihres Alters noch sehr stark mit der Mutter verbunden ist und noch lange nicht bereit, loszulassen. Andererseits hat sie große Hochachtung vor der Lebensleistung ihrer willensstarken Mutter und möchte ihre Entscheidung respektieren.

Die letzten drei Monate werden zu einem Lernprozess, den beide gemeinsam durchstehen. Beim Aussortieren von Erinnerungsstücken, beim Planen der Dinge, die bei der Beerdigung und der Benachrichtigung der Verwandten und Freunde zu tun sind, beim Verfassen eines Abschiedsbriefes der Mutter betrachten die beiden die wechselvollen Stationen ihres Lebens noch einmal. Unter Lachen und

Weinen nehmen sie Abschied von gemeinsamen Siegen und Niederlagen, Enttäuschungen und Erfolgen, sprechen aus, was noch zu sagen ist und stellen sich auch unangenehmen Erinnerungen. Sie leisten diese ungewöhnliche, vorweggenommene Trauerarbeit, und die Mutter fühlt sich erleichtert, dass sie, wie sie meint, diesen Liebesdienst ihrer Tochter noch tun kann.

Es ist ein lebendig und mit Herzblut geschriebenes Buch der mit vielen Preisen ausgezeichneten französischen Autorin und doch hat es mich nicht wirklich angerührt. Das Ende ist ja zu Beginn des Buches nicht offen, sondern ganz klar definiert. Dadurch geht ein Teil der Spannung verloren. Mich persönlich trieb bis zuletzt die Frage um, warum gerade diese in vieler Hinsicht privilegierte und zu beneidende Hochbetagte so rigoros und rücksichtslos auf ihren Freitod hinlebt. Es ist ihrer Meinung nach ein Akt der Liebe zu ihren Kindern, die dadurch von der Sorge um die alte Mutter befreit werden sollen. Ob es eine wirkliche Befreiung sein wird, werden nur die Zurückbleibenden erfahren können.

Nachdem der Leser in kleinen Rückblenden der Tochter etwas vom mutigen Handeln und klaglosen Hinnehmen so mancher misslichen Lebenssituation der Mutter erfahren hat, hätte er der alten Dame zugetraut, dass sie es auch geschafft hätte, die letzte Spanne ihres Lebens sehenden und neugierigen Auges zu bewältigen. In diesem Punkt konnten mich die Argumente der Autorin, die ihre letzte Lektion noch unter Tränen lernt, nicht überzeugen.

Abschließend möchte ich noch hinzufügen, dass das Buch weder die rechtlichen noch moralischen Aspekte der aktiven oder passiven Sterbehilfe beleuchtet. Es widmet sich lediglich der Schwierigkeit einer Tochter, den letzten, ausdrücklichen Wunsch der Mutter zu respektieren und sie nicht in kindlicher Anhänglichkeit und Liebe festzuhalten.

Die Frage, ob es nicht auch eine Würde des Ertragens und des Akzeptierens einer schwierigen Lebenssituation gibt, wird nicht gestellt. Vom Beruf der Mutter als Hebamme ausgehend, wird in dem Buch die Natürlichkeit der Lebensvorgänge und die Würde des Menschen betont.

Ist aber nicht auch das Nachlassen der Lebenskräfte und das Hinwachsen auf das Ende zu ein natürlicher Vorgang, der Schritt für Schritt geschieht und vom Menschen wie die Geburt hingenommen werden muss?

Mir hat sich am Ende das Gedicht von Rainer Maria Rilke aufgedrängt, in dem es heißt: „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehn. Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen will ich ihn.“

Aus dieser gegensätzlichen Perspektive ist das Buch von Noelle Chatelet lesenswert, gerade weil es eine extreme und im einzelnen Fall zu respektierende Form der Selbstbestimmung darstellt und damit zu persönlicher Stellungnahme herausfordert.

Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2005
ISBN 3-462-03611-4

Nora Zorn

Wettbewerbe

Datum	30.04.2007	30.04.2007	05.05.2007
Name	Dillinger Kulturtage - Kurzgeschichten- u. Sketchwettbewerb	4. Marburger Kurzdramen Wettbewerb	Villacher-Literatur-Wettbewerb „Nacht der schlechten Texte“
Genre	Kurzgeschichte oder Sketch (unveröffentlicht)	Kurzdramen (weder aufgeführt noch bei Verlag gemeldet)	Schlechte Texte
Thema	Gratwanderung		
Umfang	Kurzgeschichte max. 200 Zeilen; Spieldauer eines Sketches max. 10 Minuten	in max. 30 Minuten aufführbar; max. 4 DarstellerInnen; bühnen- und kostümtechnisch leicht umsetzbar; anonymisiert	max. 10 Seiten bei Texten, andere (Video, Performance, etc.) Aufführungsdauer max. 7 Minuten
Form	einseitig maschinengeschrieben, ungeheftet; anonym mit Kennwort; Name, Adresse, Kurzvita, Tel. in verschlossenem Umschlag	In 5facher Ausfertigung per Post oder als .pdf/.doc/.txt-Datei per E-Mail	Per E-Mail oder in 4facher Ausfertigung
Preis	1.) 4000 € 2.) 2000 € 3.) 1000 € Lesung am 28.01.2007 auf den Dillinger Kulturtagen, Aufführung der besten Sketche durch Stadeltheater Lauingen	Drei Dramen werden im November/Dezember 2007 in Marburg uraufgeführt	Endausscheidung von 10 AutorInnen am 19. Juni 2007 in Villach bei der Nacht der schlechten Texte; 1.) 700 € und ein Kurzaufenthalt, 2.) Publikumspreis
Teilnehmer			Deutschsprachige AutorInnen jeder Nation, Alter, Erfolg, Bekanntheitsgrad
Veranstalter	Landkreis Dillingen a. d. Donau	Theater GegenStand	Verein WORTWERK (www.wortwerk.com)
Einsenden an	Geschäftsstelle „DLG - Kultur und Wir e.V.“, Postfach 1160, Große Allee 24, D-89407 Dillingen a. d. Donau	Theater GegenStand e.V., Rudolf-Bultmann-Str. 2, D-35039 Marburg; mail“at“theater-gegenstand.de Betreff: Kurzdramen	Verein WORTWERK, Villacher-Literatur-Wettbewerb, Franz-Krainer-Straße 50, A-9500 Villach, sicke“at“aon.at
Nähere Informationen	http://www.bndlg.de/~kuw/15kt/literaturwettbewerb.pdf	Tel.: 06421-686901, mail“at“theater-gegenstand.de, www.theater-gegenstand.de	sicke“at“aon.at oder Tel.: (0043) 0676-9623629

Datum	06.05.2007	31.05.2007	15.06.2007
Name	Hattinger Förderpreis für junge Literatur 2007	Literatrium	Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Oldenburg
Genre	literarische Texte jeder Art	(satirische) Prosatexte (fiktiver Nachruf)	Kinder- u. Jugendliteratur (Erstlingswerk; nach dem 15.06.2006 oder nicht veröffentlicht)
Thema		"Ludwig H. Rinnstein ist tot"	
Umfang	Max. 5 Seiten	1 Seite, nur 1 Beitrag je Einsender/in	
Form	1,5-zeilig, einseitig maschinen-geschrieben, ungeheftet; Adresse, E-Mail und Tel.nr; Eingangsbestätigung nur mit Rückporto	intelligent und elegant; 11-12 Pkt., 1,5-zeilig; Kurzvita u. Telefon-/Fax-Nr.; Rückporto (2 x 55 ct., Ausland: 2 Antwortscheine)	5 Exemplare, jeweils mit Karte mit Erscheinungstermin (soweit bekannt) und Kurzbiographie
Preis	Öffentliche Lesung der acht Besten (Fahrgelderstattung); Jurypreis und Publikumspreis	drei Mal je 333 € Kategorien: 1.) ergreifendster Beitrag, 2) originellster, 3) respektlosester; Buch-Veröffentlichung	7.600 €
Teilnehmer	AutorInnen zw. 16 u. 25 J.	unbekannte oder kaum bekannte AutorInnen	lebende SchriftstellerInnen der deutschen Sprache und lebende IllustratorInnen, die erstmals mit einem eigenständigen monographischen Werk an die Öffentlichkeit treten
Veranstalter	KUBISCHU (Kulturinitiative Hattingen Ruhr)	Literarische Atrium der Meister-Akademie f Künste u. Wissenschaften zu Husum	Stadt Oldenburg
Einsenden an	KUBISCHU, PF 800523, D-45505 Hattingen	Literatrium, Kennwort: Ludwig, Postfach 1345, D-25344 Glückstadt	Stadtbibliothek Oldenburg, Jugendbibliothek, Peterstr.1, D-26121 Oldenburg
Nähere Informationen	Hellmut Lemmer, Otto-Hue-Str. 3, D-45525 Hattingen/Ruhr; 02324/22170 www.kubischu.de	Literarisches Atrium, Joachim G. Wende, Am Markt 1, D-25348 Glückstadt Tel.: 041 24 – 7 66 88 Fax: 041 24 - 7 66 89	Zentralbibliothek der Stadt Oldenburg, Tel. 0441/2353005, www.oldenburg.de/kibum.html

Datum	15.06.2007	31.08.2007	07.09.2007
Name		Othmar-Seidner-Jungautorenpreis 2007	"Eberhard" - Kinder- und Jugendliteraturpreis des Landkreises Barnim
Genre	Literarische, wissenschaftliche, essayistische und Beiträge der bildenden Kunst	Gedichte	Kinder- und Jugendliteratur (unveröffentl.), Belletristik, keine Sachliteratur
Thema	Stehlen		„Alles im grünen Bereich?!“ (Umwelt)
Umfang	Max. 10 Seiten	3 Gedichte	7 Seiten
Form	Behandlung des Themas abseits des Offensichtlichen; elektronisch oder schriftlich (mit beiliegender Diskette)	mit Namens-, Adress- und Altersangabe und Abdruckerlaubnis	Arial 12 Pkt, 1,5-zeilig; Manuskript mit Kennwort, ohne Absender; Auf einem gesonderten Blatt: Name, Anschrift, Kurzbiographie und Tel.nr.; bitte teilen Sie auch mit, wie Sie von dieser Ausschreibung erfahren haben
Preis	Anthologieveröffentlichung 2008	100 € Preisverleihung im Frühjahr 2008; Anthologie der bestplatzierten Gedichte, kostenlos für die gedruckten AutorInnen	2.500 € Verleihung des Preises am Kinder- und Jugendliteraturtag, am 8. November 2007, in Eberswalde; evtl. Veröffentlichung
Teilnehmer		Jungautoren (17-23 J)	
Veranstalter	Edition Splitter	Gesellschaft der Lyrikfreunde	Landkreis Barnim
Einsenden an	Edition Splitter & Splitter Art, Salvatorgasse 10, A-1010 Wien; horn@splitter.co.at	Gaby G. Blattl, Anton-Baumgartnerstraße 44/C3/2503, A-1230 Wien; lyrikfreunde-wien@chello.at oder gabyblattl@chello.at	Landkreis Barnim, Strukturentwicklungsamt, Heegermühler Straße 75, D-16225 Eberswalde
Nähere Informationen	www.splitter.co.at Tel. 0043 1 532 73 72		Tel.: 03334/214-255, Fax: 214-334, kulturverwaltung@kvbarnim.de

Schreibseminar

Die IGdA und das „Veilchen“ laden gemeinsam ein

ZUM SCHREIBSEMINAR

VOM AUTOBIOGRAPHISCHEN ZUM FIKTIONALEN SCHREIBEN

mit Dr. Günter GIESSLER, Dresden

Ehem. Dozent am Literaturinstitut J. R. Becher, Leipzig, und an der Bundesakademie für kulturelle Bildung, Wolfenbüttel, Leitung von Seminaren in den USA, Frankreich, der Schweiz und Deutschland, Schulleiter, Autor und Publizist und Dozent bei vielen Schreibseminaren der IGdA

Schreiben ist zuerst Erinnerungs- und Beobachtungsarbeit. Alle Texte entstehen aus dem Erfahrungsgrund, den ein Mensch in seinem Leben ausbildet. Wir wollen unser biographisches Material nutzen, um den eigenen Stil zu entwickeln und Sprachbilder und Erzählmuster zu entdecken. In unserem Gedächtnis haben sich unser Erlebtes, Beobachtungen, Reflexionen zu „vorgeformten Sprachmustern“ verdichtet. Oftmals wissen wir nichts von dem Material, das literarische Gestalt annehmen kann. Wir werden dieses Material finden und für den kreativen Prozess erschließen. Wir werden ein Maß finden, um die entstehenden Texte auf ihr Gelingen hin zu überprüfen und dem weiteren Schreiben Orientierung zu geben. Es wird um Maßstäbe gehen, die aus dem Text heraus entwickelt werden und an die Intentionen des Autors anknüpfen. Welche Gestaltungsmöglichkeiten liegen in einem Stoff? Hat der Autor diese Möglichkeiten genutzt? Im Mittelpunkt unserer Betrachtungen wird der individuelle Schaffensprozess stehen.

Zeit: 4. bis 6. Mai 2007

Ort: Berlin

Unterkunft: wannseeFORUM (www.wannseeforum.de), Wannseeheim für Jugendarbeit e. V., Hohenzollernstr. 14, 14109 Berlin. Das wannseeFORUM - ein denkmalgeschütztes Landhaus mit Kutscherhaus und modernem Atrium – liegt am Kleinen Wannsee. Die wunderschöne Lage des Hauses und das Ambiente bieten sich an für konzentrierte Arbeit. Durch die gute Verkehrsanbindung mit der S-Bahn sind das Regierungsviertel, das Brandenburger Tor und der Kurfürstendamm in einer halben Stunde zu erreichen.

Seminargebühr: 240 Euro im EZ mit DU/WC, VP und Getränke (auch für Veilchen-Abonnenten), für Nichtmitglieder 260 Euro, für Mitglieder mit Beitragsermäßigung 180 Euro. Bei Absage ist eine Ausfallgebühr in Höhe von 75 Euro zu zahlen, falls kein Ersatz gefunden wird. **Anmeldung, auch für TeilnehmerInnen, die eher anreisen oder später abreisen möchten, nur über die IGdA. Überweisung nach Eingang der Anmeldebestätigung** auf das Konto der IGdA, Postbank Hannover, Nr. 102088302, BLZ 250 100 30, mit dem Vermerk „Seminar Berlin 2007“.

Die während des Seminars entstandenen Texte werden im „Veilchen“ veröffentlicht und einem Reader zusammengefasst.

PROGRAMM

Freitag	bis 17.00 Uhr	Anreise
	17.00 Uhr	Begrüßung und Vorstellung der Teilnehmer
	18.00 Uhr	Abendessen
	19.30 Uhr	Gruppenarbeit
Sonnabend	8.00 Uhr	Frühstück
	9.00 Uhr	Gruppenarbeit
	12.00 Uhr	Mittagessen anschließend Zeit zum Schreiben
	18.00 Uhr	Abendessen
Sonntag	19.30 Uhr	Gruppenarbeit
	8.00 Uhr	Frühstück
	9.00 Uhr	Gruppenarbeit
	11.30 Uhr	Seminarkritik
	12.00 Uhr	Mittagessen, anschließend Abreise

Teilnehmerzahl: Acht bis fünfzehn

Anmeldungen bis zum **1. April 2007** an: **Jutta Miller-WaldnerA**